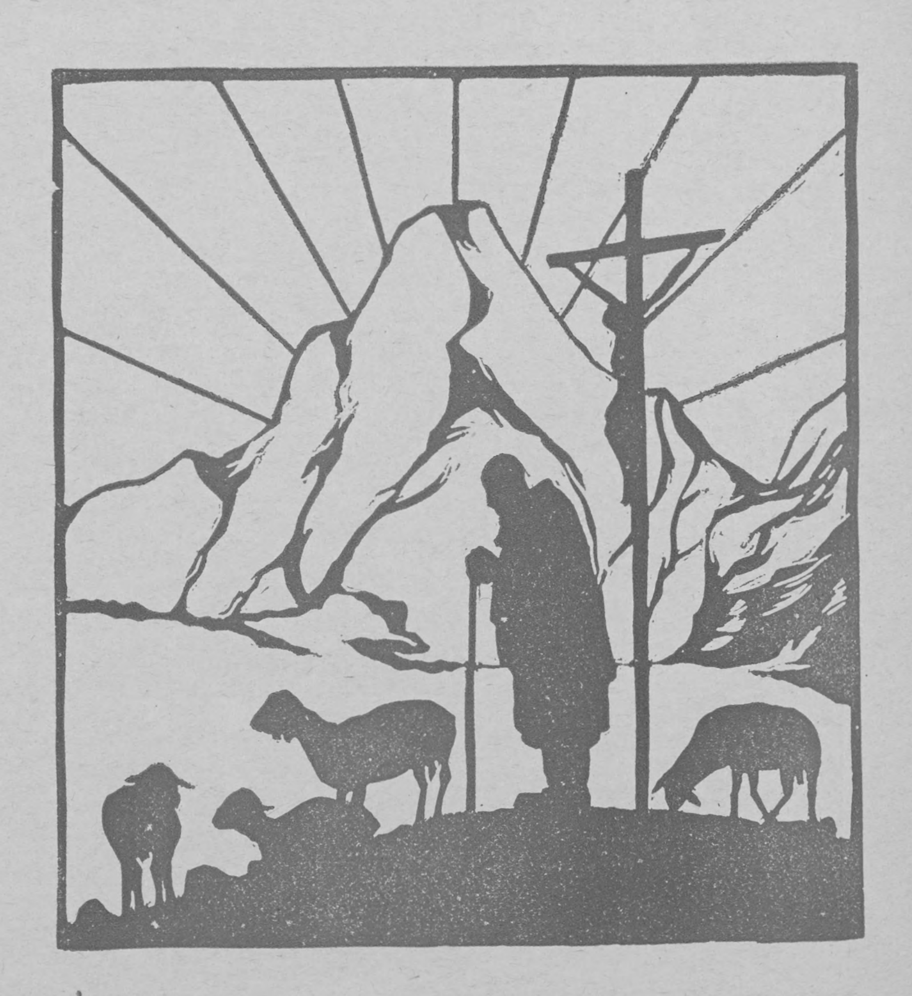
MARIENBOTE



August 1944

Inhalt

THE STREAM OF LIFE

Man is ever different, changing,
As he passes on his way.
But to Him who called and made him
Thousand years are as a day.

Man, like nature, sees his springtime
Change to summer, then to fall.
But the stars above are shining
Calm, serenely over all.

As a brook leaps down a mountain
Youth is eager—rushes on,
But is slower, although stronger
When his manhood days have come.

As a river keeps a-flowing
From the mountain to the sea,
Man is ever onward going,
Onward to eternity.

Like the ocean, vast, forever
Is the place where he will be
When this earthly life is over—
Merged in eternity.

—Prairie Blossoms.

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 11 August 1944 12. Jahrgang

Dies und Das

AUGUST. Die Felder und die Wiesen, die Bäume und die Sträucher gehen der Reife entgegen. Das frohe, frische Grün, das im Mai unser Auge erfreut, ist dahin. Es war ja nicht nur zu unserer Freude dagewesen. Im Plan der Schöpfung hat die grüne Farbe der Blätter und der Halme eine der wichtigsten Aufgaben des Lebens zu erfüllen. Dort im Pflanzengrün, nicht in den Blättern und Halmen, aber im grünen Farbstoff der Blätter und Halme findet der von aller Wissenschaft unerforschbare Prozess statt, der aus toten Stoffen Leben baut. Dort im grünen Farbstoff der Pflanzen mischen sich Licht und Luft, leblose Feuchtigkeit und alle toten Salze der Erde, die von den Wurzeln aufgesogen werden. Und das Pflanzengrün baut aus ihnen neue, lebende Zellen, die Wachstum bringen und Blühen und Befruchtung und Reifen.

Auf unseren Fluren hat sich dieses Grün bereits verbraucht. Gelb wiegten sich vor kurzem noch die unzähligen Halme unserer Weizenfelder im hellen Licht der Sonne, gelb, und tief sich neigend unter der Last der schwergefüllten Aehren. Jetzt sind sie geschnitten. In Busch und Wald lebt das Grün aber immer noch. Seine Aufgabe ist noch nicht erfüllt, denn die Früchte der Bäume und Sträucher reifen langsamer. Tief und ernst ist jetzt die Farbe der Blätter und nichts von der lebensfrohen, lachenden Helle, mit der sie im Frühling die Natur erfüllt, ist mehr an ihr zu sehen. Das ist des Reifens schaffende Zeit. —

Weit aufgeschlagen liegt das grosse Buch der Natur vor uns. In diesem Buche zu lesen war schon immer des Menschen heisser Trieb. Es liest der Mensch in diesem Buche aber mit allzu menschlichen Augen. Er liest in der Schöpfung immer nur jene Zeilen, die ihm für sein irdisches Dasein von Nutzen sein könnten. Er liest ihr ab die Gesetze und die Kräfte ihrer Elemente. Er forscht nach den Geheimnissen ihrer Mischung der Stoffe. Alles, was er auf Erden und im Schoss der Erden, in den Tiefen der Wasser und in den Höhen und Weiten der Lüfte entdecken kann, sucht er in Zahlen und Formeln zu zwingen und nach seiner Nutzbarkeit für das Erdenleben zu prüfen.

Und es hat der Mensch schon Grosses aus dem Buche der Schöpfung herausgelesen. Die Meisterwerke der Technik und der Medezin, alle Kunst, mit der er heute das Leben verfeinert und verlängert, erleichtert und erweitert, beschützt und vernichtet, alles das hat der Mensch von dort.

Die wichtigsten Zeilen im grossen Buche der Natur aber übersieht der Mensch. Er liest nicht, was dort geschrieben steht vom Zweck und vom Ziel aller Geschöpfe. Er sieht nicht, wie die grosse, glühende Sonne, wie Winde und Wasser und Boden und Lüfte und Frühling und Winter dienen müssen, damit das Höhere, das zarte Leben im kleinen Samenkörnlein, gedeihen könne. Er sieht nicht die grosse Rangordnung in der Natur, nach der die gewaltigsten Kräfte der toten Schöpfung sich hingeben müssen dem niedrigsten Leben, damit dieses Leben wieder ernähren und

aufbauen helfen kann das Dasein höherer Lebewesen. Des Menschen allereinfachsten und allerwichtigsten Lebensbedürfnisse hängen von dieser Rangordnung ab. Ihr Zusammenbruch würde das Ende der Welt bedeuten. Ein Ende, dem jede Menschenweisheit und alle Menschenkultur hilfslos gegenüber stehen müsste.

★ ★ ★

DER REIFE ENTGEGEN. Die Natur geht der Reife entgegen. Auch dem Menschen ist eine Zeit der Reife gestellt. Nicht der körperlichen Reife—die entwickelt sich nach den Gesetzen der Natur, ohne dass der Mensch sich viel darum zu bemühen braucht. Des Menschen Reife, an die wir hier denken, liegt auf dem Gebiete des Geistes.

Die Pflanze hat nur Pflanzenleben. Es zu entwickeln und zur Reife zu bringen, dienen ihr die grossen Mächte der leblosen Schöpfung. Das Tier hat das Leben der Tiere und der Pflanzen. Dieses höhere Tierleben zur vollen Entfaltung zu bringen, muss das tiefer stehende Dasein der Pflanzen und der toten Natur sich opfern. Der Mensch aber schliesst alles in sich, was Schöpfung und Schöpfer in sich tragen und leben: In ihm sind die Elemente der toten Natur, in ihm sind Pflanzen- und Tierleben, und in ihm ist das Leben des Geistes, das Gott ihm eingehaucht am sechsten Tage der Weltentstehung.

Dieser Geist ist das Höchste und das Edelste am Menschen und es gibt keine andere dem Menschen würdigere Reife als die des Geistes.

Ein Hauch Gottes ist der Menschengeist. Er ist nicht nur eine uns innewohnende Kraft, die uns zum natürlichen Denken und Wollen befähigt: Der Menschengeist ist ein gottähnliches, unsterbliches Wesen, das wegen seiner Gottverwandtheit mit seinem Urquell, mit dem Dreieinigen, verbunden bleiben muss, wenn es den Menschen nicht zugrunde richten will.

Die Verbindung zwischen Menschengeist und Gott vollzieht sich durch die Gnade. Aus den Tiefen Gottes strömend, durchzieht und durchglüht die Gnade des Menschen Seele derartig mit ausserweltlichen, göttlichen Kräften, dass die Heilige Schrift den Begnadeten als "teilhaftig der göttlichen Natur" bezeichnet.

Gnade ist somit nicht nur ein Abwaschen der Seele von Schuld und Sünde, sie macht den Menschen nicht nur rein von allem, was Gottbeleidigendes in ihm ist. Gnade ist ein neues Leben, ein neues Denken, Wollen und Lieben des Geistes. Ein Denken, Wollen und Lieben, wie es der Natur Gottes eigen ist. Dieses neue Leben reisst den Menschen empor aus seinem rein natürlichen Dasein, reisst ihn hinein in Welten, aus denen sein Geist geboren ward, in die Welten der Uebernatur Gottes. Mit der Gnade wächst im Menschen die sittliche Kraft zum Guten und zum Besten. Und je mehr die Gnade in ihm wirkt und je mehr er mit der Gnade lebt und atmet, um so ähnlicher wird sein Geist dem Wesen Gottes.

In dieser Gottähnlichkeit liegt die Reife des Menschen. Wo sie keimt und spriesst, da dienen die natürlichen Kräfte der Schöpfung, da dienen Stein und Feuer, Pflanzen- und Tierleben, Blut und Leidenschaft in rechter Ordnung dem Geiste. Da sind sie beherrscht und so geleitet, dass sie dem Menschenleben nicht Fluch, sondern Segen bringen und Gedeihen.

★ ★ ★

STURM. Das Leben hat uns viel Fluch gebracht. Je ärmer wir an Interesse für die Gnade wurden, je weniger sich die Welt um das Jenseits zu kümmern begann, um so schrecklichere Formen nahm dieser Fluch an. Es gibt eben für den Menschen keine andere Wahl als die zwischen Uebernatur und Unnatur. Das Mittelding, ein vollständig ewigkeitsfreies, rein natürlich glückliches Erdenleben, so etwas hat noch kein Zeitalter fertiggebracht. Und kein Zeitalter wird es jemals fertigbringen. Denn das Leben hier auf Erden wird geleitet und verwaltet vom Menschengeist, dem Gott freien Willen gegeben. Der Menschengeist aber gibt Wahrheit oder Trug, Güte oder Ungerechtigkeit, Liebe oder Hass, je nach den Quellen, aus denen er sich nährt. Und dieser Quellen gibt es nur zwei: Gott oder Selbstsucht.

Was unser Zeitalter gewählt, wissen wir. Und was wir heute ernten, ist zu traurig und zu erschütternd zu nennen. Es wird noch manche Mutter weinen und mancher Vater verzweifelt vor den Ruinen seiner Heimat stehen, bevor der Sturm sich ausgetobt, der heute über uns entbrannt. Wir schieben die Schuld an diesem Sturm allen möglichen Leuten und politischen Systemen zu. In Wirklichkeit ist er aber nichts anderes als ein katastrophales Zusammenbrechen des Menschengeistes unter der Last der wildgewordenen Triebe des Blutes, des Stolzes und der Habsucht. Der Körper kann wohl bis zu einer gewissen Grenze geniessen, was diese Triebe ihm an Lust und an Freuden geben. Der Geist aber muss zusammenbrechen. Denn es ist ihm gegen die Natur, dass nicht er über die Triebe, dass aber die Triebe, dass das Niedere ihn beherrscht. Die Natur des Geistes geht nach oben. Die Triebe aber reissen ihn nach unten. Reissen ihn los von den Gluten der Wahrheit, der Güte und der Liebe, die aus Gott ihm zuströmen und denen er entgegenwachsen möchte wie die Pflanze der Sonne.

Wenn nicht mehr der Ewige, wenn Triebe und Blut dem Menschengeist vorzuschreiben beginnen, was wahr ist und gut und liebenswert, dann stürzt des Geistes Kraft. Im Stürzen aber reisst er donnernd mit sich, was seine geknechteten Denk- und Willensenergien im Dienste von Schuld und Sünde erbauen mussten.

Die Reife. Zur Zeit der Reife braucht die Natur Ruhe. Stürme, Regen und Hagel würden das junge, heranwachsende Leben vor der Zeit vernichten. Sonne, viel Sonne ist vonnöten, wenn Baum und Strauch und Halm sich neigen unter der Last der reifenden Früchte. Und alles, was das Pflanzengrün noch in sich hat an Leben und Kraft, muss sich jetzt bis zum Letzten hingeben, damit das Reifen gelinge. — So schafft sie, die Natur der Pflanze: Alles nehmend, was Sonne und Boden und Lüfte ihr geben, und alles aufbrauchend, was sie an Kräften besitzt, um mitzuwirken mit den empfangenen Stoffen am Aufbau des neuen Lebens, das die Natur von ihr erwartet, bevor der Herbsttod kommt.

Den Menschen bringt die Gnade zur Reife. Ihr Ziel ist die Gottverähnlichung des Einzelnen. Sie kommt zu ihm als helfende, göttliche Anregung, die zu einem neuen Erkennen, Wollen und Wirken leitet, und sie kommt zu ihm als neues, heiligmachendes Leben, das den Menschen teilnehmen lässt an allem, was der Natur des Schöpfers eigen ist. Wo und wie sie aber kommt, da bringt sie Kreuze mit.

"Weisst Du, o Gott, was es mich kostet, der Kampf in mir zwischen dem Licht Deiner Gnade und dem, was ich liebe und nicht lieben darf? — Schmerzen kann man nicht in Zahlen fassen. Wer einmal einen echten Schmerz erlitten und mit ihm gerungen, der ist nicht mehr jung. Echter Schmerz durchbohrt die Brust zu sehr."

"Echter Schmerz ist aber auch die Geburt höherer Naturen. Jede Geburt ist begleitet von Wehen und Leiden. Die schwerste aller Geburten aber ist die Geburt Gottes im Herzen des reifen Menschen. Jene Geburt, gegen die alles Blut sich sträubt und der des Menschen irdische Sehnsüchte alles entgegenstemmen, was sie an leidenschaftlich kochender Selbstbehauptung aufbringen können."

"So, o Gott, willst Du in mir geboren sein. Du willst tiefer in mich hinein, als die andere Liebe in mir war. Sie war tief, diese andere Liebe. Deshalb wühlst Du die allerletzten Gründe meiner Seele auf, Gründe, die ich selbst an mir noch garnicht kannte und die mir jetzt erst sagen, wie tief die Menschenseele ist und wie tief Menschenschmerz sein kann."

"Es steigen aus diesen Gründen aber auch Gluten hervor, die mir bis jetzt ganz unbekannt waren. Ist das, was Du in meiner Seele so qualvoll weckst, ist das die Tiefe des Kreuzes? Ist das die Geburt der Gnade? Und dieses Neue, Reine, Beseligende, das aus diesen Qualen so still und so leise emporwächst, ist das die Frucht der Gnade? Ist das die Liebe, die echte, wahre, nievergehende Liebe?"

"Nimm mich und alle meine Brüder und Schwestern, o Gott, nimm uns alle und quäle uns. Quäle uns heraus aus aller Verblendung. Diese Qual allein ist schon Gnade. Hilf aber, dass wir, den reifenden Fluren gleich, auch unser Bestes und Letztes hingeben und aufbrauchen im Mitwirken mit Deiner Gnade. Denn, so war es immer mit Dir, dass Du nur dort verbliebst mit Deinem Segen, wo der Mensch Deine Hand ergriff und nicht mehr losliess." (Der Schriftleiter.)

DANKET DEM HERRN

Danket dem Herrn!
Wir danken dem Herrn,
denn er ist freundlich
und seine Güte
währet ewiglich.

Lobet den Herrn!
Ja, lobet den Herrn!
Auch meine Seele,
vergiss es nie,
was er dir Gutes getan.
Sein ist die Macht!
Allmächtig ist Gott,
sein Tun ist weise
und seine Huld
wird jeden Morgen neu.

Gross ist der Herr.
Ja, gross ist der Herr,
sein Name ist heilig
und alle Welt
ist seiner Ehre voll.

"Nicht was einer hat oder nicht hat, macht seine Welt aus, sondern was und wie einer ist."

"Liebe ist das erste Gebot. Wahrheit is die für jeden Menschen höchste Pflicht. Pflichterfüllung das Allerhöchste, was sich auf Erden erreichen lässt. Zu diesen drei Dingen gehört in erster Reihe Kraft—geistige Kraft."

"Wen Liebe nie zu weit getrieben, den trieb sie auch nie weit genug."

"Blick erst auf mich, dann richte mich."

"Aus falschem Denken entspricht falsches Reden und Handeln."

"Christus ist der Beweis dafür, dass Gott uns nahe ist, unheimlich, beglückend nahe."

"Durch das Erscheinen des Gottessohnes hat die die Menschheit eine dauernde Aufgabe empfangen und hat auch weiterhin verstanden, dass sie sich nach ihm umgestalten, neugestalten, zurückgestalten müsse."



Der Pfarrer von St. Annen

Von Heinrich Krawitz

(Schluss)

"Herr Pfarrer, es war meine Schuld, es war alles meine Schuld. Ich hätte das schlimme Wort nicht sagen sollen. Ich will ihn wieder haben, Herr Pfarrer, ich will ihn wieder haben. Bitte, helfen Sie mir," schloss sie, laut aufschluchzend.

Der Pfarrer sass mit gesenktem Haupte vor ihr. Sein Gesicht schien um Jahre gealtert.

"Warum kamst du denn nicht eher zu mir?" fragte er nach einer Weile ganz leise.

"Ich konnte nicht, ich konnte nicht, Herr Pfarrer. Ich weiss nicht warum, aber ich konnte nicht. Ich kam hierher ins Dorf, um mit Ihnen zu reden — und doch konnte ich mich bis heute nicht entschliessen, vor Sie zu treten. Jetzt bin ich da, Herr Pfarrer, und ich — ich bin so froh, dass ich da bin," gab sie, mit schüchternem, bittenden Lächeln auf den Pfarrer schauend, hinzu.

Der Pfarrer versank wieder in sich. Müde und schwer erhob er sich dann von seinem Stuhl, und sprach zu Marie:

"Kind, geh' jetzt heim. Lass' mich allein, bitte, für diesen Abend. Komme morgen und bringe den Buben mit und das Mädel. Komm' bestimmt, Marie. Jetzt aber bitte geh'."

Marie Steiner erhob sich: "Herr Pfarrer, ich werde morgen da sein."

Als Marie gegangen war, setzte sich der Pfarrer von St. Annen wieder in seinen Stuhl. Mit vorgebeugtem Oberkörper, die Hände zwischen den Knien gefaltet, sass er da, lange. Dann ging er hinaus, stieg die steilen Stufen des Kirchturmes empor, läutete den "Engel des Herrn". Zum Abendbrot kam er nicht. Sein Haupt tief in beiden Händen vergraben, kniete er in der Kirche, vor seinem Gott. Kniete dort bis spät hinein in die Nacht.

Am nächsten Vormittag klopfte es an seiner Tür. Die alte Suse schaute mit ihrem versorgten Gesicht ins Studierzimmer und sprach fast ängstlich:

"Herr Pfarrer, Besuch."

"Wer ist es denn?" fragte der Pfarrer.

"Frau Steiner und Kinder."

"Schickt sie grad da herein, grad da herein," rief der Pfarrer mit einem Ton, der der alten Suse Gesicht in froher Hoffnung aufleuchten liess.

"Ja ja, Herr Pfarrer," eiferte sie, und sie lief, so schnell es ihre alten Beine erlaubten, den Gang hinunter.

Der Pfarrer von St. Annen schaute auf. Vor ihm stand mit traurigem Lächeln Marie Steiner —neben ihr, mit halb finsterem, halb unsicherem Gesicht, der kleine Franz. Und an Suses Hand sah er ein kleines Mädchen mit einer mächtigen Schleife im wachsblonden Haar, mit zwei neugierig auf ihn schauenden blauen Augen im kugelrunden Gesicht, und mit zwei fetten Beinen, die so kindlich-ungeschickt und in einer so grossartigen X-Form auf den Boden sich stemmten, dass der Pfarrer sein altes, breites Lächeln zurückbekam.

"Setz' dich, Marie," sprach er. "Und du auch, Franz. Wir kennen uns ja schon, eh? Werden später noch miteinander reden. Zuerst will ich mir die da einmal anschauen." Mit diesen Worten ging er auf das kleine Mädchen zu und fragte aus seiner riesigen Höhe zu dem Menschlein da unten:

"Na, und wie heisst denn du?"

"Ich heiss' Liesbeth."

"Gib mir 'mal deine Hand, Liesbeth," sprach der Pfarrer freundlich. Klein Liesbeth gab ihm das Händchen, fest und fragend dem Pfarrer in's Gesicht schauend.

"Bist du der Onkel Kater?" fragte sie dann plötzlich mit tief und energisch klingender Stimme.

"Wer?" rief der Pfarrer.

"O, Herr Pfarrer, sie meint, ob Sie der Onkel Pater seien. Bei uns daheim sagen wir nämlich nicht Herr Pfarrer, wir sagen Herr Pater. Und Liesbeth kann das 'P' noch nicht aussprechen."

Der Pfarrer lachte laut: "Ja, ich bin der Onkel Kater. Und du musst schon oft zu mir kommen. Hörst du? Oft."

Dann wandte er sich an Marie Steiner:

"Kind," sprach er, "über den Rudolf werde ich noch nachdenken. Ich werde dir schon noch sagen, was wir tun werden. Lass' mir jetzt einmal den Franz da hier. Ich will ihn näher mit mir bekannt machen. Der Kerl scheint mir nicht zu trauen. Aber, pass' auf, Marie, morgen wird er dich schon fragen, ob er zu mir kommen darf. Lass' ihn nur kommen. Er stört mich

nicht. Habe ja immer einen ganzen Haufen von Buben um mein Haus herum. Jetzt aber lass' ihn mir einmal hier."

Nachdem Marie Steiner mit dem Mädchen gegangen war, nahm der Pfarrer von St. Annen sich den kleinen Franz vor. Er sprach nicht lange mit ihm. Er sagte ihm nur, was er immer und allen Buben sagte. Dann schickte er ihn hinaus zum Kaninchenstall, zu den anderen Buben.

Franz war am nächsten Tage wieder beim Pfarrer. Und auch am übernächsten, und dann genau so regelmässig, wie alle anderen Dorfbuben. Er half, wie alle anderen, wurde auch, wenn es notwendig war, mit dem bekannten Zeigefingerwinken in des Hochwürdigen Stube gerufen, lebte und litt, freute sich und stritt wie alle anderen Buben lebten und litten und sich freuten und sich stritten im Garten des Pfarrers von St. Annen.

IV.

Monate vergingen. Marie Steiner kam oft zum Pfarrer, und mit ihr die kleine, runde Liesbeth. Aber jedesmal musste Marie Steiner mit derselben traurigen Miene wieder heimkehren. Von Rudolf war auch nicht die geringste Spur zu entdecken. Der Pfarrer von St. Annen versuchte alles, Rudolfs Aufenthaltsort auskünftig zu machen, aber umsonst. Jetzt waren der Pfarrer und Marie Steiner bereits fest davon überzeugt, dass Rudolf irgendwo im Ausland sei. Und obwohl sie es sich nicht sagten, hatten doch beide die Hoffnung aufgegeben, ihn wiederzufinden. —

Es wurde Herbst, es wurde Winter, und dann kamen wieder Frühling und Sommer. Es war an einem Juniabend. Der Pfarrer von St. Annen sass in seiner kühlen Stube und las die Zeitung. Ein scharfes Klopfen an seiner Tür liess ihn aufhorchen.

"Herein," rief er, über seine Brille hinweg sich umschauend. Und dann entfiel ihm die Zeitung! Sein Mund öffnete sich und schloss sich wieder. Etwas Eiskaltes lief ihm über den Rücken, bis hinunter in die Füsse.

Vor ihm stand Rudolf. Den Reisemantel über dem Arm und mit blossem Haupt stand er da, finster und wortlos auf den Pfarrer schauend. Langsam trat er ins Zimmer. Der Pfarrer starrte immer noch auf die hohe Gestalt Rudolfs. Dieser lachte leise auf:

"Ja, da staunt Ihr, was? Mich hättet Ihr bestimmt nicht erwartet. Werde auch nicht lange bleiben. Meine Geburtsurkunde möchte ich haben. Bin jetzt wohl schon alt genug, nach mir selbst zu schauen."

"Rudolf," kam es aus des Pfarrers Mund, "bist du es wirklich?"

"Keine Flausereien, Onkel," gab Rudolf zurück, "gebt mir das Papier und ich gehe weiter."

Jetzt sprang der Pfarrer auf und lief mit ausgestreckten



Händen auf den Heimgekehrten zu:

"Rudolf, grüss dich Gott! Rudolf, welche Freude!"

Der Angesprochene wich dem Pfarrer aus und sprach, hart und kühl:

"Keine Flausen, bitte. Mein Leben ist zerstört—durch Euch. Her mit dem Papier, damit ich endlich einmal Bescheid weiss und etwas habe, wonach ich mich richten kann."

Der Pfarrer schaute verdutzt auf den Sprecher. Dann wurde sein Gesicht wieder weich, und mit leiser, bittender Stimme sprach er:

"Rudolf, lass' uns ruhig reden. Komm', setz' dich daher, sei mein Gast."

"Es tut mir leid," gab der Angesprochene zurück, "mit diesem Haus habe ich nichts mehr gemeinsam. Lasst mich die Geburtsurkunde haben, und ich gehe meine Wege, wie ich sie schon immer gegangen bin."

Der Pfarrer schaute lange auf Rudolf. Lang und ernst war sein Blick und immer schärfer wurden die Züge seines Gesichtes.

"Gut," sprach er nach einer Weile, "die Geburtsurkunde sollst du haben. Vor elf Jahren, als du aus der Stadt zu mir kamst, war es das erste Mal, dass du diese Urkunde verlangtest. Ich habe dir damals gesagt, dass ich dir etwas sehr Ernstes sagen muss, bevor ich dir die Urkunde geben kann. Du warst damals aufgebracht. Du wolltest durchaus keine Erklärung, du wolltest nur das Papier. Und als ich auf meinem Worte bestand, hast du dich umgedreht und bist fortgegangen—ohne mir elf Jahre lang auch nur ein Lebenszeichen zu geben. Ist es meine Schuld, dass es so mit dir gekommen ist? Heute stehst du wieder vor mir, nach elf Jahren, nicht als Freund sondern, wie es mir scheint, als Feind. Du sollst das Papier heute noch haben. Aber ich muss drauf bestehen: Du musst mich vorher für ein paar Minuten anhören."

"Und ich sage, was ich schon vor elf Jahren gesagt habe: Ich will keine Erklärungen. Ich will das Papier. Also . . ."

"Rudolf," sprach der Pfarrer mit gefurchter Stirn, "setz' dich, ich muss mit dir reden."

"Auf Wiedersehn, Herr Pfarrer. Bis morgen um fünf Uhr Nachmittag. Wenn ich bis dahin meine Geburtsurkunde nicht habe, dann geschieht etwas," rief Rudolf und wandte sich der Tür zu.

"Rudolf," rief der Pfarrer ihm nach, "Rudolf, deine Frau ist hier!"

Der Angerufene wandte sich mit jähem Ruck dem Pfarrer zu. Bleich starrte er auf den Priester:

"Wer ist hier?"

"Deine Frau und deine Kinder."

"Hier im Pfarrhaus?"

"Nein, sie wohnen drunten im Dorfe."

Rudolf schwieg. Drohend schaute er auf den Pfarrer. Und dann schrie er:

"Das habt ihr mir getan. Ihr habt sie hierher gerufen. Ihr wollt es mir noch schwerer machen. Seht Euch vor und haltet Euch fern von meinen Angelegenheiten."

"Jetzt lass uns aber einmal mit Vernunft reden," gab der Pfarrer scharf zurück. "Ich habe weder gewusst, dass du verheiratet bist, noch dass du heute kommst. Deine Frau kam vor einem Jahre hierher. Selbstverständlich hat sie mir gesagt, wessen Namen sie trägt. Was soll ich da wohl verschuldet haben?"

Da riss sich Rudolf herum und stürzte zur Tür hinaus. Als er schon auf der Strasse war, kehrte er noch einmal um und schrie in den stillen Gang des Pfarrhauses:

"Pfarrer, wir sind noch nicht fertig. Morgen um fünf Uhr, merkt es Euch — Ihr Lump!"

Erstaunt schauten ein paar unter der Hecke des Pfarrgartens sitzende Buben dem Davoneilenden nach. Dann sprangen sie auf und rannten wie besessen hinter ihm her. An der Spitze, mit zornig funkelnden Augen, Franz, der Sohn Rudolfs.

Der Pfarrer von St. Annen sass inzwischen in seinem Stuhl. Sein Haupt ruhte auf dem Schreibtisch. Kalter Schweiss stand auf seiner Stirn. Sein Atem ging schwer. Mit der rechten Hand hielt er sich die Brust, da, wo das Herz ist. —

Früh am nächsten Morgen, gleich nachdem der Pfarrer aus der Kirche heimgekehrt war, kam der Gruber-Bauer:

"Pfarrer, zwei Fenster haben mir gestern spät abends die Buben eingeschlagen. Ein Städtischer hat sich gestern bei mir ein Zimmer gemietet, auf ein paar Tage. Jetzt, da habe ich diesen Gast, und da kommen die Buben und schmeissen Steine direkt durch die Scheiben in das Zimmer, wo ich dem Städtischen vermietet hab'. Er war nicht daheim, der Städtische, die ganze Nacht nicht. Aber es hätte doch was passieren können. An die zehn Buben sind es gewesen. Und den Steiner Franz, den hab' ich ganz gut erkannt."

Müde schaute der Pfarrer auf. "Gut, Gruber-Bauer, ich werde das regeln."

Der Bauer wartete noch eine Weile. Als er aber sah, dass der Pfarrer nichts mehr weiter sagen wollte und dass der Pfarrer unheimlich blass und still vor seinem Schreibtisch sass, zog er sich mit scheuem Gruss zurück.

Zwei Stunden blieb der Pfarrer so sitzen. Dann hörte er Knabenstimmen. Sinnend lauschte er ihnen. Er stand auf und ging langsam, sehr langsam, auf die Tür zu. Dort blieb er stehen. Lange schaute er vor sich auf den Boden — und ging langsam wieder zurück zu seinem Schreibtisch. Sein Gesicht drückte Qual aus und Schmerz. Plötzlich aber richtete er sich auf und ging hinaus in den Garten.

Draussen waren die Buben. Eine ganze Schar. Unter der Hecke sassen sie wieder und schauten dem Pfarrer fragend entgegen.

"Wer hat dem Gruber-Bauer die Fensterscheiben eingeschlagen?"

Da kam Leben unter die Buben. Im Augenblick waren sie auf den Beinen und schrien: "Ich, ich, ich! Der Kerl hat Euch gestern Lump geschimpft. Wir ..." da verstummten sie plötzlich. Des Pfarrers Finger winkte. "Einer nach dem andern, nach dem Alter. Der Anton zuerst!" So sprach der Pfarrer mit eigenartiger Stimme und ging ungewohnt schnell zurück ins Pfarrhaus.



Erschrocken schauten sich die Knaben gegenseitig an. Keiner wagte etwas zu sagen, aber alle dachten sie dasselbe: Jetzt haben wir für den Herrn Pfarrer etwas getan, und da kommt's! Und sie gingen. Einer nach dem anderen.

So etwas Schweres hatte der Pfarrer noch nie im Leben tun müssen, so etwas Schweres wie damals, als er die Buben einzeln in seinem Zimmer hatte. So schnell und kurz als möglich fertigte er sie ab, und jedem Abgefertigten befahl er kurz: "Dageblieben, im Garten, bis ich komme."

Als die Buben wieder im Garten waren, kam der Pfarrer zu ihnen an die Hecke:

"Buben," sprach er dumpf, "Treue ist schön. Treue ist selten, aber sie ist schön. Ich dank euch. Aber merkt euch: Niemals Unrechtes tun, niemals!"

"Nein, niemals," fügte er dann noch leise, wie für sich selbst gesprochen, hinzu, und ging ins Pfarrhaus.

Jetzt waren die Buben vollständig sprachlos. So hatten sie ihren Pfarrer noch nie gesehen. So traurig ernst und so eigenartig anders. "Der ist krank," sagte einer, und alle nickten verständnisvoll. Dann liessen sie sich wieder unter der Hecke nieder. Hier stimmte etwas nicht. Und wo etwas nicht stimmt, da hält jeder Bube es für geraten und für wichtig, zu bleiben!

Der Pfarrer von St. Annen sass in seiner Studierstube. Er sass und sann. Es wurde Nachmittag. Es wurde drei Uhr, es wurde vier Uhr, und immer noch sass der Pfarrer da. Es wurde fünf Uhr. Der Pfarrer sass, Rudolf kam nicht. Und als es beinahe sechs Uhr war, stand der Pfarrer auf und ging hinaus, den "Engel des Herrn" zu läuten. Unter der Hecke sah er die Buben sitzen.

"Buben, geht heim," sprach er leise, kurz vor ihnen stehen bleibend. Die Knaben gehorchten. Langsam stieg der Pfarrer die Stiege zur Glockenstube hinauf und begann zu läuten.

Die Bauern hielten die Pferde an und zogen ihre Hüte. Die Frauen stellten Arbeit und Schwätz ein, die Alten nahmen ihre Pfeifen aus dem Mund, die Kinder blieben stehen, wo sie gerade standen. Alles betete den "Engel des Herrn".

Und alles blickte verwundert zum Kirchturm hinauf, als das Gebet zuende war!

"Heute hat der Pfarrer aber nicht alles z'sammengeläut', heute fehlt ja das Ende," sprachen die Leute, schüttelten die Köpfe, und machten sich an die unterbrochene Arbeit.

Der Pfarrer von St. Annen hatte heute den "Engel des Herrn" nicht zuende geläutet.

Die Dorfstrasse herauf kam Rudolf. Gerade hörte er den Pfarrer läuten. Er stellte sich vor die Tür des Glockenturmes und wartete. Das Läuten war schon längst verklungen; vom Pfarrer war aber immer noch nichts zu sehen. Rudolf wartete. Eine halbe Stunde verging — Rudolf wurde ungeduldig. Entschlossen trat er in die Tür des Glockenturmes und schritt die steilen Stufen hinauf. Oben blieb er stehen und starrte auf den Pfarrer, der mit offenen Augen und mit verzerrtem Gesicht unter den Glockenseilen lag.

"Mein Herz," flüsterte des Pfarrers Stimme. Rudolf sprang auf ihn zu und kniete neben ihn nieder. Er riss Rock und Hemd des Pfarrers auf und fühlte nach dem Herzen.

"Da ist Hilfe notwendig," sprach er kurz und stand auf.

"Bleib," kam es von des Kranken Lippen, "der Anfall ist vorüber. Ich muss nur ein wenig ruhen. Bleib, ich werde dir jetzt schnell sagen, was ich dir immer sagen wollte. Rudolf — dein Vater — bin ich!"

Rudolf erblasste. Langsam liess er sich wieder auf die Knie neben dem Pfarrer nieder. Er griff nach dem Puls des Kranken. Der aber lächelte traurig:

"Deinen Geburtsschein habe ich auf meinem Schreibtisch für dich zurechtgelegt. Nimm ihn und lies ihn. Er wird dir sagen, Rudolf: Dein Vater bin ich."

"Ihr seid mein Vater? Ihr seid doch Priester! — Ihr seid krank, kommt, ich werde euch hinunterschaffen. Wir können später über den Geburtsschein reden," sprach Rudolf mit zitternder Stimme.

"Bleib," sprach der Pfarrer wieder, "man weiss nicht, was kommen kann. Und ich muss dir deine und meine Geschichte erzählen. Hör', Bub:

"Vor vierzig Jahren, da war ich noch nicht Priester. Da war ich Landarzt wie du. Und ich war verheiratet. Kurz nach deiner Geburt kam ich vor Gericht. Man klagte mich einer Tat an, die ich nicht begangen habe. Zu zwei Jahren Gefängnis wurde ich verurteilt. Deiner Mutter Vater wollte nicht an meine Unschuld glauben. Er brachte deine Mutter so weit, dass sie nicht mehr wusste, wem sie glauben soll, ihrem Vater oder ihrem Mann. Als sie mich einmal ins Gefängnis besuchen kam, bat sie mich, wenn schon keinem Menschen, so doch wenigstens ihr meine Schuld einzugestehen. Und da überkamen mich in all meinem Leid Bitternis und Zorn. Ich konnte mich nicht mehr halten. Ich verbot ihr die Tür. Ich sagte ihr, dass ich sie nicht mehr wiedersehen wolle. Und sie ging."

"Elf Monate sass ich im Gefängnis, da wurde meine Unschuld entdeckt. Man liess mich frei. Als ich heimkam, erfuhr ich, dass deine Mutter mit dir ins Elternhaus zurückgekehrt sei. Ich sah deine Mutter nie wieder. Sie starb drei Monate nach mei-



Vor Redaktionsschluss erreichte uns die traurige Nachricht, dass der hochwürdige Pater Franz Lutz O.M.I. im Krankenhaus zu Macklin, Sask., am 27. Juli gestorben ist. In der nächsten Ausgabe des Marienboten werden wir unsere Leser mit dem verstorbenen Priester bekannt zu machen suchen. In der Zwischenzeit beten wir für Pater Lutz.

R. i. P.

ner Entlassung aus dem Gefängnis. Man benachrichtigte mich von ihrem Tode—ich war damals im Ausland—und man schrieb mir so, dass ich dachte, auch du seist gestorben. Ich kam dann hierher und wurde Priester. Und nach Jahren erfuhr ich erst, dass du noch am Leben seist, dass man dich nach dem Tode deiner Grosseltern in ein Waisenhaus gebracht, aus dem ich dich dann sofort holte."

Kalter Schweiss stand auf des Pfarrers Stirn. Sein Atem wurde kurz und stossend. Sein Gesicht verzerrte sich. Da sprang Rudolf auf, griff nach den Seilen der Glocken und läutete mit aller Kraft in den stillen Abend.

Verwundert schauten die Leute auf: "Was ist denn das?" fragten sie sich. Da rannten auch schon die Buben. Wie von allen bösen Geistern getrieben rannten sie dahin, die Dorfstrasse hinauf, dem Pfarrhofe zu.

Die Alten standen von ihren Bänken auf und schauten zum Kirchturm. Aus den Häusern traten die Mütter mit fragendem Blick, und schauten zum Kirchturm. Auf den Feldern blieben die Bauern stehen und schauten zum Kirchturm. Und dann wurde es denen im Dorfe doch zu eigentümlich. Das Läuten wollte nicht aufhören. Erregt miteinander redend eilten sie den Buben nach.

Vor der Kirche stand händeringend die alte Suse: "Der Pfarrer ist dort oben am Sterben. Der Rudolf ist mit ihm. Der Rudolf ist heimgekommen und ist oben mit ihm," jammerte sie. "Geht's, Mannsleut, geht's hinauf und helft dem Rudolf den Pfarrer runterbringen."

Ein paar Männer stürzten den Kirchturm hinauf. Und dann kamen sie zurück. Zuerst die Buben. Eine grosse Anzahl von Buben, wohl alle Buben, die das Dorf hatte. Man wunderte sich, wo der kleine Kirchturm all' diese Buben gehalten!

Nach den Buben kamen die Männer und Rudolf, vorsichtig den Pfarrer von St. Annen tragend.

"Er lebt," rief Rudolf leise den ergriffenen Dörflern zu. Da plötzlich ertönte ein Schrei:

"Rudolf!"

Alle Leute schauten sich nach der grad die Dorfstrasse heraufgekommenen Marie Steiner um. Die Männer, die den Pfarrer trugen, blieben verdutzt stehen, als aus Rudolfs Mund der Ruf kam: "Marie!"

Nur einen kurzen Augenblick aber schaute Rudolf auf sein Weib. "Vorwärts," kommandierte er erregt, und die Männer gingen und trugen ihren kranken Pfarrer in das stille Pfarrhaus. Suse und Marie, sich gegenseitig stützend, gingen nach. Und hinter den zwei Frauen patschte mit unschuldig-sorglosem Gesicht die kleine Liesbeth. Wie Windmühlenflügel standen die Enden der Haarschleife ihr vom Kopf.

Man legte den Pfarrer auf's Bett. Rudolf war jetzt ganz Arzt. Wortlos und bleich stand Marie ihm zur Seite und suchte ihm zu helfen. Einmal nur ergriff Rudolf kurz und fest ihre Hand: "Kleine Marie," flüsterte er heiss und wandte sich wieder dem kranken Pfarrer zu.

Vor dem Pfarrhaus standen die unruhigen Leute. Und unter dem Fenster der Krankenstube sassen die Buben. Sie wagten weder zu reden noch ins Fenster hineinzuschauen. Blass und hin und her rutschend hockte unter ihnen der Franz.

Da kam die alte Suse und rief den Franz ins Pfarrhaus. Mit furchtsamen S c h r i t t e n trat Franz ans Bett des Pfarrers. Und dann musste Franz niederknien. Niederknien neben dem Mann, dem er gestern die Fensterscheiben eingeschlagen, niederknien neben der Mutter und der kleinen Liesbeth. Die alte Suse kniete auch. Franz sah den Pfarrer die Lippen bewegen, mit schwacher Hand ein Kreuzzeichen über alle machen, und erschöpft in die Kissen zurückfallen. Der fremde Mann aber, der gestern den Pfarrer "Lump" geschimpft hatte, nahm die Mutter in seine Arme und weinte und sagte: "'Meine kleine Marie, ich habe Unrecht getan, dir und ihm. Meine kleine Marie, ich habe dich immer geliebt, verzeih'."

Und die Mutter weinte auch und küsste den Fremden. Franz war ganz wirr . . .

Zu den vor dem Pfarrhaus stehenden Dörflern trat der Rudolf.

"Leute," sprach er tief und ernst, "Leute, betet, unser Pfarrer ist tot."

Da entblössten alle Männer ihre Häupter, und die Frauen fingen an zu weinen.

"Unser Pfarrer, ob der ein Heiliger war, das weiss der Herrgott. Aber er war ein heiliger Mensch, Leute, ein ganz heiliger Mensch. Beten wir für ihn," rief da plötzlich jemand.

Diese Worte waren aber noch nicht ganz verklungen, da ertönte von der Fensterwand des Pfarrhauses ein Heulen, laut und herzzerreissend, wie es noch keiner im Dorfe gehört. Man hatte schon oft Buben heulen gehört. Aber nie so, wie die da heulten, die Buben des Dorfes unter dem Fenster ihres toten Priesters.

Der Pfarrer von St. Annen hörte das aber nicht mehr. Er war tot.

"Gewaltige Heilkräfte gehen von Menschen aus, die von der Hingabe an Gott überwältigt sind."

"Nicht mit technischen Mitteln, sondern mit geistigen Kräften wird über Tod und Leben entschieden."

"Wer sich dem Stoff hingibt, der stirbt in ihm."

"Weltgeschichte hat nur einen einzigen Sinn: sie ist Kampf zwischen Gott und Satan, und Gott wird siegen."

Heiliger Radikalismus

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

In Japan gewöhnt man das Volk zu restlosem Ernstmachen mit den Wünschen und Forderungen der Eltern und öffentlichen Behörden. Im Krieg hören wir immer wieder, wie ganze Abteilungen sich lieber selber morden als dass sie sich dem Feinde übergeben. In Friedenszeiten ist's genau dasselbe. Immer wieder hört man in jenem Land von Selbstmordfällen junger Menschen. Warum? Das Wort "Unmöglich" gibt es nicht bei ihnen. Eher wählen sie den Tod als dass sie eingestehen, sie könnten einen Auftrag nicht vollführen.

Aus der Tschechei kam letztes Jahr die Nachricht von einem gewissen Josef Florian. Als katholischer Farmersohn war er Hochschullehrer geworden und mit dem gottlosen Schulsystem des Landes wohlvertraut. Eins stand bei ihm fest: er würde **seine** Kinder niemals der staatlichen Erziehungsgewalt ausliefern. Lieber würde er Geldstrafen zahlen oder ins Gefängnis gehen. Und daran hielt er sich getreu. Neun Kinder schenkte ihm der liebe Gott. Er selber sorgte für ihre Erziehung, wobei die Ausbildung des Herzens und Gewissens stets den ersten Rang behielt. In die Schule schickte er sie nicht.

Das Benehmen der Japaner mag man gottwidrigen Fanatismus nennen. Das Verhalten Josef Florians verdient den Ehrentitel Hl. Radikalismus. Und den brauchen wir an allen Ecken. Er ist ein Kampfesruf: hinweg von aller Halbheit und Hasenherzigkeit. Auf zur klaren Schau und mutigen Tat! Nur totales Christentum kann die verkommene Welt aus den Angeln heben. Es bedeutet die rücksichtslose Anwendung der Lehrsätze Jesu Christi. Dort wo du wohnst und schaffst, sollst du sie verwirklichen. In deinem Ehe- und Familienleben, auf deiner Arbeitsstätte, unter deinen Bekannten und Freunden. Was will ich damit sagen? Gibt es etwas davon irgendwo in lebendiger Form, so dass man es greifen und fassen kann?

Hast gewiss schon von den strengen Orden gehört. Von den Karmeliterschwestern z.B., denen die Hl. Theresia vom Kinde Jesu angehörte. Diese Opferseelen haben sich aus Liebe zu Gott für immer eingesperrt. Kein Zurück in die Welt und fast keine Berührung mit ihr. Hohe Mauern umwallen den Garten. Im Sprechzimmer breitet sich ein dicker Vorhang zwischen dir und ihnen. Selbst in der Kirche verhüllt ein Vorhang ihren Blick zum Altare hin. Die Kommunion empfangen sie durch ein Eisengitter, und selbst das erscheint mit starken und spitzigen Eisenstäben bewaffnet. Sie starren dir entgegen und es ist als riefen sie dir zu: "Wage nicht heranzutreten, denn der Ort, auf dem du stehst, ist heilig!" Sogar dem Gewoge süsser Melodien scheinen sie entsagt zu haben. Das "O salutaris" und "Tantum ergo" rezitieren sie in fast frostiger Einfarbigkeit und Eintönigkeit. Welche Entsagung! Da bleibt keine Spur von Wohlgefühl dem Auge, dem Ohr, den Sinnen. Es ist ein vollkommener Bruch mit der Welt; eine totale Selbstentleerung, um Platz zu machen für die Einströmung erhabener Gottesgnaden. Ja, es gibt heiligen Radikalismus auf Erden.

Nun wende dich mit mir südwärts zu einem Besuch der Trappisten in Kentucky. Die essen immer nur Gemüse. Niemals Fisch und niemals Fleisch. Die Messe feiern sie des Morgens um 3, lang ehe die Welt aufsteht. Und das Schlimmste ist: sie haben niemals Unterhaltung; leben in ewigem Schweigen. Ueber die notwendigsten Dinge bei der Arbeit verständigen sie sich durch Zeichensprache. Fühlst dich wie in einer Taubstummenanstalt, wenn du sie beobachtest. Ist das nicht fürchterliche Selbstverleugnung der Sinne und der ganzen Natur? Und die Mönche üben sie jahrelang ohne Unterbrechung!

Was für Gefühle löst das in dir aus? Wirst sagen: so etwas geht mir über die Hutschnur; ich kann es nicht begreifen. Ob das wohl Gottes Wille sein kann? Wie du denkst, denken viele. So dachte auch John Green Hanning, der Sohn eines Tabakfarmers drunten in Kentucky. Hatte seine Heimat in der Nähe der Gethsemani-Abtei. Gedanken an die Männer in der strengen Klause beschäftigten ihn immer wieder wie ein Rätsel. Ihr Leben, ihre Art und Weise forderten von ihm eine Erklärung. Waren sie Feiglinge, die des Lebens Not und Bitterkeit zu fliehen suchten? Waren sie Menschenfeinde, die an allem verzweifelten? Waren sie Sonderlinge mit tollen Ideen? Oder waren sie Helden der Gottes- und Nächstenliebe? Er wollte und musste die Antwort darauf finden. Grübelte darüber nach im Vaterhaus. Grübelte als cowboy in Texas, wohin er geflüchtet, nachdem er seinem Vater nach einem Streit aus Rache die Scheune niedergebrannt. (Mit ihr ging die Tabakernte eines ganzen Jahres dahin). Er grübelte auch darüber nach seiner Heimkehr, obwohl er Religion und alles Höhere am Rio Grande gelassen. (Nur die Tränen der Mutter vermochten ihn des Sonntags in die Messe zu bringen). Und sonderbar: es sollte das Mädchen seiner Träume sein, die ihm das Verständnis für

das Trappistenideal vermitteln sollte. Er redete des öftern mit ihr über die Mönche. Sie sagte ihm, wohl aus Heiratspolitik, er solle lieber davon schweigen; für ihn sei ein solches Leben ja zu schwer. Das verwundete den Helden in seiner Brust. Er brach sein Verlöbnis mit ihr, wurde ein Trappist und zeigte ihr und der Welt in einem 23-jährigen Opferleben, dass er den härtesten Anforderungen gewachsen war. († 1908). Wahrhaftig, es gibt greifbaren Radikalismus in der christlichen Religion!

Siehst du nun ein wenig klarer? Die Menschen, die sich zu solch einem Leben entschliessen, sind keine Feiglinge; sie sind wahre Helden. Und was solchen Heldenmut nährt und trägt ist die Idee des hl. Totalitarismus. Ausserordentlich! Und doch im Grunde genommen nicht mehr als was mancher Katholik in der Welt in beschränktem Mass besorgt. Nimm den Anti-Alkohol-Verein. Er setzt sich aus Mitgliedern zusammen, die freiwillig und grossmütig auf jeden Tropfen Bier und Wein verzichten. Sind sie Feiglinge? Sicher nicht! Sind sie Sonderlinge? Das schon eher, und im wahrhaft guten Sinn! Dadurch nämlich, dass sie sich absondern von der grossen Masse, die den allgemeinen Kuhweg geht, um Höhenpfade zu wandern. Und das heisst, sie sind Helden. Sie zeigen den bedauernswerten Opfern der Sauferei das Ideal der Nüchternheit. Dem scheinbaren Muss der Leidenschaft halten sie die sieghafte Freiheit der Kinder Gottes entgegen. Sie tun Busse für den Missbrauch der Gottesgaben durch ihre verirrten Brüder. Verdienen ihnen durch Enthaltung die Gnade der Auferstehung zu einem christlichen Wandel. Wie könnten sie es, wären sie nicht total!

In genau demselben Lichte ist die Tätigkeit der strengen Orden zu betrachten. Sie leisten Sühne für Verweltlichung. Für die Sklaverei der Sinne. Für Entmenschlichung und Entchristlichung durch Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens. Wir alle wissen, wie dieses Ungeziefer die Seelen vergiftet. Wissen, wie es Millionen in Erniedrigung und Verzweiflung hält. Wie notwendig daher, dass krafttrotzende Glieder am Leibe Christi den halberstarrten und halberlahmten das Leben zurückverdienen! Es geschieht nicht durch Halbherzigkeit. Da hilft nur hl. Radikalismus. Er will die Ausschweifungen des Fleisches sühnen durch vollkommene Entsagung; die Sünden der Zunge durch totales Schweigen; Faulheit und religiöse Nachlässigkeit durch flammende Opferliebe. Ausgelassenheit und Verweltlichung durch die freiwillige Nacht der Sinne. Durch erhabenes, fast übermenschliches Beispiel will er Sünder bekehren und mit sich fortreissen, ihnen von oben Stärke und Halt verdienen für Selbstbesinnung und ein besseres Dasein.

Die Kirche natürlich weiss sehr wohl, dass solch allseitiger Heldenmut nicht von allen gefordert werden kann. So besteht sie in Sachen der Busse wenigstens auf dem Kampf gegen die schwere Sünde. Im Gebrauch der Zunge verlangt sie Enthaltung vom Missbrauch des Namens Gottes, von ungeziemenden Reden und Verletzungen der Nächstenliebe. In Speise und Trank und allem Sinnengenuss mahnt sie zu grosser Mässigkeit. Solches muss und wird sie immer fordern im Namen der 10 Gebote und der 8 Seligkeiten. Wenn aber manche ihrer Kinder **mehr** tun wollen, warum sollte sie sie hindern? Wenn einige in der Liebe Ueberschwang das Schwerste, das Grenzenlose, das Totale wählen wollen, warum sollte sie ihnen dazu den Weg versperren? Sie wird es niemals tun. Und darum gibt es immer wieder strenge und strengste Bruderschaften und Klostergemeinschaften in ihrem Schoss. Heiligen Radikalismus, der anderen stürmisch die Wege zu den Sternen weist! Verstehst du nun, warum ich dir diesen Artikel schreibe?

Glaub nicht, dass ich dich zum Trappisten machen will. Wenn du deinen Lebensberuf bereits gewählt hast, bleib dabei. Aber sei total und radikal in Erfüllung deiner Pflichten. Als Ehegemahl und Erzieher und Mitglied der Pfarrei. Im Kampf gegen Sünde und Sündengewohnheit, in der Unterhaltung, im guten Beispiel. So wirst du der Menschheit Führerdienste leisten und Gutes wirken weit über die Wände deines Hauses hinaus . Der Heiland selber hat von dieser Art Apostolat gesprochen. "Wenn einer wahrhaft an mich glaubt," sagt Er, "von ihm werden Ströme lebendigen Wassers ausgehen und die Gesellschaft beleben und befruchten."

Gottes Hand hat dir das Glück gesandt,
Gottes Hand hat dich mit Leid geschlagen.
Du mögst beides, dir zum Heil,
Nach Gottes Willen tragen!

Wiegt auch das Leid so bitterschwer,
Dein Leben steht in Gotteshand,
Für Gott wird es dir sicher nützen.
Er wird dich immer schützen.

Einst kommt der Tag, da wird das Glück
Dir hunderttausendfach gemessen;
Und alles Leid und alle Qual
Ist ewiglich vergessen.

(Maria Löwer)

Unsere Seele bilde eine stete Brücke zu Gott, über die Er täglich schreiten möge, um uns in der hl. Kommunion heimzusuchen. Liebe sei ihr in Gott ruhender Anfang, — Sehnsucht, der in unseren Herzen verankerte Pfeiler ihres Endes.

(E. M. Anders)

Das vergessene "Vergelt's Gott"

Johannes Niedermeier hatte eben den letzten Schnaufer getan und lag nun in seiner Schlafstube neben der Schusterwerkstatt auf dem einfachen Bett. Die Sterbekerze brannte, und seine Angehörigen umstanden weinend und verstört das letzte Lager. Die Werkstatt sah aus, als hätte sie der Meister nur auf kurze Zeit verlassen — wie etwa zur Vesperzeit. Unter seinem niederen Arbeitstisch — der "Schusterbruck" — wie der Ausdruck lautet — stand noch ein Stiefel, der auf die heilende Hand wartete, während sein "Kumpan" fast fertig obenauf lag.

So ist es halt: Gevatter Tod wartet nicht, bis der Mensch bereit und fertig zur Reise ist — er holt auf den Sekundenschlag, was der Herr für reif befunden zur Ewigkeit.

Der Schuster war entschieden eine poetische Natur. Erst vor etlichen Tagen stand auf dem Kalenderzettel ein Vers, der ihm so gut gefallen hatte, dass derselbe nun mit Reisszwecken an der Wand über dem Arbeitstisch befestigt war. Der Vers aber lautete:

> Und einer deiner Tage wird der letzte sein,
> da schlagen andere dir die Nägel ein —
> und schliessen über dir das kleine dunkle Haus.
> Ein Lächeln spielt um deinen Mund:
> "Nun ruh' ich aus!"

Der Schuster hatte wohl kaum gedacht, dass es so schnell ginge mit ihm und sein letzter Tag schon so nahe sei . . .

Nun blühte das stille, letzte Lächeln auch auf seinem Munde. — Seine Seele war bereits in der Ewigkeit. — Mit Zagen sah des Schusters Seele auf das Tun des Erzengels Michael. Der war gerade damit beschäftigt, Gut und Böse auf der Wage der Gerechtigkeit abzuwiegen. Hätte der Schuster noch seinen irdischen Leib gehabt, stände er wohl jetzt mit seinem alten, grünen Filzhut da und drehte denselben in seinen Händen vor Unruhe. Doch da ihm seine ganze irdische Leiblichkeit abhanden gekommen war, konnte er seine Nervosität an nichts bemerkbar machen. Nur eine grosse Bangigkeit war in ihm. Da trat der Erzengel auch schon auf ihn zu und sagte bedauernd: "Ja, mein lieber Niedermeier, was machen wir denn da? Es will nicht ganz reichen mit deinen guten Werken zur ewigen Glückseligkeit . . . Schau selber auf die Wag'! Gleich wird auch Gott Vater kommen zur Prüfung."

Der arme Schuster verging fast vor Verlegenheit und Bestürzung. Auf einmal kam ihm eine Erinnerung. Ein Schein von Hoffnung überflog seine arme Seele. "Wenn ich halt schön bitten dürft, lieber Erzengel Michael — schick doch nochmals meinen Schutzengel in die Werkstatt hinunter — ich mein, unter der Schusterbruck tät auch noch was liegen, wenn's auch nicht viel ist, aber vielleicht langt's dann doch zum Einschlupfen in die Himmelstür."

"Wenn du meinst — den Wunsch wollen wir dir erfüllen." — Sprach's, gab dem Schutzengel einen Wink und der flog hinunter zur Schusterwerkstatt, um zu sehen, was an dem bezeichneten Platz liegen geblieben sein sollte und ob es Wert hatte für die Ewigkeit. Was war es wohl? — —

Irdische Augen hätten ja wohl nichts anders gesehen als den fertigen und zerrissenen Stiefel, heruntergefallene Nägel, Lederschnipsel und ähnliches wertloses Zeug. — Der Engel aber sah noch etwas anderes.

Hatte doch der Schuster zu Lebzeiten gar oft auch die Schuhe der Armen besohlt, obwohl er selber ein Häuflein Kinder und ein Weib zu versorgen hatte, die alle gegessen haben wollten und gekleidet sein mussten. Stand mehr als einmal so ein armer Schlucker in der Werkstatt und bat: "Lieber Meister, flick mir um Himmels willen meine Schuh wieder zusammen — — Geld habe ich leider keines, aber der Herrgott möge es dir lohnen. Und der Schuster sagte meist darauf: "Wenn ihr schon keinen Pfennig habt für den Schuster, eure Schuh müssen gesohlt werden — — nun, so werft mir wenigstens ein 'Vergelt's Gott!' unter meine Schusterbruck!" —

So kam auf diese Weise im Laufe der Jahre eine ganz ansehnliche Zahl von Vergelt's Gott zusammen. Die lagen nun wie ein Häuflein Goldstaub darunter. Der Engel barg sie in seinen weiten Reisemantel und trug sie himmelwärts. Als die Last dann auf der Wage lag — siehe da — da reichte es wirklich, und der Erzengel rief: "Passiert!" — Der Schuster aber schlüpfte erleichtert und mit einem seligen Lächeln durch die Himmelstür. Wie war er jetzt froh um die vielen, ehrlich verdienten "Vergelt's Gott!" —

Lieber Leser! Hast auch du genügend "Vergelt's Gott" beisammen, wenn es ans Sterben geht? — —

DER MANN

Von Hans Eschelbach

Der Eilzug 217 hatte dreizehn Minuten Verspätung. Durch Sperrung der Einfahrt oder ähnliche Dinge liess sich die Verspätung nicht erklären. Sie war unvermerkt gekommen. Von Station zu Station. Dreizehn Minuten. Das war zu viel! Gerade weil man sie im Rapport nicht begründen konnte, musste sie eingeholt werden.

Die Maschine war so zuverlässig wie ihr Führer, der alte Kübbeler. Der sah auf die Uhr und machte ein verdriessliches Gesicht. "Kohlen!" brummte er.

Rattata—rattata—rattatata —

Man verstand kein Wort. War auch nicht nötig. Der Heizer kannte seinen Dienst und schürte schwitzend die Glut.

Die dreizehn Minuten mussten heraus! Nicht allein wegen der Prämien für pünktliche Fahrzeit. Auch der Heizer hatte seinen Stolz und kannte das Tempo. Aber so brummig brauchte der Alte nicht zu sein! Der sprach heute selbst auf den Stationen kein überflüssiges Wort. Sein Schwiegersohn, Raffs Hein, der auch Lokomotivführer war, zog nicht mit ihm am selben Strick. Tat überhaupt nicht mit und kannte in der freien Zeit nur seinen Garten, seine Blumen und Vögel.

Die Stationen lagen hier sehr weit auseinander. Bei der nächsten waren schon fünf Minuten eingeholt. Die Unglückszahl dreizehn galt also nicht mehr. Aber der Alte sprach immer noch kein Wort. Hatte einen merkwürdig roten Kopf und fuhr sich oft mit dem Taschentuch übers Gesicht, obschon er nicht schwitzte wie Streng, der Heizer.

Rattata—rattata—rattata— —

Wer lange auf der schweren Maschine gefahren war, wurde diesen Rhythmus auch im Schlafe nicht los.

Wieder das einförmige Bild eines Eisenbahndammes: die weissen Dolden der wilden Möhre, gelbblühender, verstaubter Rainfarn, Schafgarbe, Wegewart, Jakobskreuzkraut, Disteln, Brombeeren und Ginster. In ermüdendem Einerlei zerschnitten die Telegraphenstangen das reizlose Landschaftsbild. Die in der Sommerhitze tief herabhängenden Drähte, gleichmässig auf- und absteigend, zählten die Stücke nach. Der Heizer schaufelte drauflos, bis er dem gefrässigen Ungeheuer den glühenden Rachen so mit Kohlen gestopft hatte, dass es prustend

MARIAE

Ueberall in der Welt, wo katholische Kirchen stehen, da läuten am 15. August die Glocken und laden alle Gläubigen ein zur Mutter der Christenheit, zur Mutter Maria zu kommen und ihr zu lobsingen. Am 15. August feiern wir das Himmelsfest der heiligen Gottesmutter. An allen anderen Muttergottestagen feiern wir Ehrentage der Mutter Maria, die sich auf Erden abgespielt haben. Da feiern wir ihre Unbefleckte Empfängnis, da feiern wir Mariä Geburt, Mariä Heimsuchung, Mariä Tempelgang, Maria im Schnee — am 15. August aber sehen wir Maria im Himmel. Am 15. August freuen wir uns mit Maria im Himmel, und aus unserer Brust strömt an diesem Tage nur ein einziges Gebet zur Königin der Himmel: O Maria, nimm auch uns dorthin, wo du heute bist!

Nach dem Himmel sehnen wir uns, zu Gott. Was das ist, der Himmel, das weiss niemand auf Erden. "Kein Auge hat gesehen und kein Ohr hat vernommen was Gott denen bereitet, die ihn lieben." Selbst die heilige Gottesmutter kannte, so lange sie auf Erden lebte, den Himmel nicht. So gross war ihre Seele, so tief ihr Herz an Liebe zu Gott — und dennoch war auch ihre Seele noch lange nicht gross und ihr Herz noch lange nicht tief und weit genug um das fassen zu können, was die unendliche Liebe Gottes im Himmel für uns bereitet.

Heute kennt Maria den Himmel aber schon. Heute lebt sie dort oben als Königin aller Heiligen, als Königin der Engel, als Königin der Himmel. Wir aber stehen noch hier unten auf Erden und schauen suchend um uns herum: Wo ist unser Himmel? Wo ist unser Glück?

Zu den Himmeln da oben über den Sternen, zu den Himmeln, wo Maria wohnt, schauen wir leider so selten hinauf. Wir suchen unser Glück hier auf Erden, suchen es im irdischen Wohlergehen — und manchmal auch in der Sünde.

Und wenn die Menschen alt werden — selbst die gläubigen Menschen — wie ungern denken sie dann an die Sterbestunde! Wie innig und wie stürmig können sie dann zu Gott beten: "O Herr, ein paar Jahre lass mich noch leben, nimm mich noch nicht!"

Warum beten die Menschen wohl so? Warum wollen sie nicht sterben? Warum sehnen sie sich nicht mit aller Kraft hinein ins andere Leben, ins Leben bei Gott? Wir trauen unserem Gott nicht ganz, darum beten wir so! Hier auf Erden, ja, da wollen wir ihm schon dienen so gut wir es in unserer Schwachheit können. Aber vor jener dunklen Stunde, da wir aus dem Diesseits ins Jenseits hinüber wandern sollen, da unsere Seele zurückkehren soll in die Heimat, vor jener Stunde fürchten wir uns. Immer wieder kommt uns der Gedanke:

dicken Qualm auspustete, um besser schlingen zu können.

Die Miene des Lokomotivführers klärte sich auch jetzt nicht auf. Das Atmen schien ihm schwerzufallen. Seine Augen waren unstet und blickten fremd.

Hm. Mehr als arbeiten konnte kein Mensch. Die Maschine zeigte, was sie konnte. Wenn das so weiterging, würde die lumpige Verspätung bald eingeholt sein.

Rattata—rattata—rattata— —

Ein verdammt schwerer Tag bei der Hitze! Doppelt schwer, weil der alte Kübbeler den Mund nicht mehr aufmachte ... Solche Misstimmung war ansteckend. Auch der Heizer, der sich keines Versehens bewusst war, machte jetzt ein verdrossenes Gesicht, schob in den Mund Tabak und warf dem Maschinisten heimlich einen prüfenden Blick zu.

"Kübbeler!"

Der Alte schien nicht zu hören, knöpfte hastig, mit unsicher tastenden Händen den Rock auf, rang nach Atem wie ein Erstickender, griff plötzlich in die Luft und sank ohnmächtig vornüber.

Mit einem Sprung war der Heizer bei ihm. Wusste ihn nicht hochzuheben, fühlte, dass er vor Fieber glühte, und rannte zum Tender, wo hinten links zwischen den Kohlen frisches Trinkwasser stand. Aber ehe er so weit war, gab's einen Ruck, der ihn zwischen die Kohlen warf. Einen Augenblick lag Streng wie von einem unabwendbar kommenden Unglück gelähmt. Als aber nichts weiter geschah, richtete er sich verwirrt auf, weil er den Vorgang nicht verstand. Da riss ihm ein neuer Schreck den Kopf herum. Er wusste nicht mehr, was geschah. Bei dem Ruck war die Kupplung zwischen Maschine und Tender gerissen. Zwar rollten noch Zug und Tender mit aller Kraft hinterdrein, aber die Maschine — "das Aas!" —, von der Last des Zuges befreit, sprang jetzt an wie ein heimtückischer, störrischer Gaul, der unversehens durchgeht. Schon war die Entfernung zwischen Tender und Maschine drei — fünf — sieben Schritte.

Ein entsetzter Warnungsschrei:

"Kübbeler!"

Der aber sah und hörte nichts mehr.

Zum Sprung vom Tender hinüber zur durchgehenden Maschine war's zu spät: Im Augenblick hatte das Luder, zehn, zwanzig, dreissig Meter Vorsprung, der sich zusehends verdoppelte. Die führte kein Mensch mehr, die führte der Teufel wer weiss wohin! Rascher als im Traume flogen an dem verstörten Geist des Heizers all die unverschlossenen Eisenbahnübergänge vorüber, Schreckensbilder, bei denen er glaubte, die führerlose, verrückt gewordene Maschine hineinsausen zu sehen in einen Haufen Kinder, in einen Lastwagen, in die Flanke eines Personenzuges, den sie zerschrotete.

HIMMELFAHRT

So unbekannt ist alles das, was nach dem Tode kommt. Und vor diesem Unbekannten fürchten wir uns.

Ist das, was nach dem Tode kommt, wirklich so unbekannt? Es soll uns doch genau so bekannt sein, wie Gott uns hier auf Erden bekannt sein muss. Wir wissen doch, dass unser Gott nicht ein Gott der Rache und des Strafens, dass er aber ein Gott der Liebe, der Barmherzigkeit und des Verzeihens ist. Warum misstrauen wir seiner Güte? Wir sollen Gott lieben. Wer ihn liebt, der muss sich aber auch nach ihm sehnen, der muss sich aus tiefster Tiefe seiner Seele nach jenem Leben sehnen, dass er in der Nähe dieses Gottes leben darf.

Warum den Tod fürchten? Es gibt für den Guten keinen Tod. Der Leib, ja, der wird einmal aufhören zu atmen. Kalt und tot wird er dort liegen bleiben, wo er seinen letzten Atemzug getan. Die Seele aber, unser Denken, unser Fühlen, unser Sehnen, das wird keine Minute lang tot sein. Der Leib wird seine Augen schliessen, die Seele aber wird in demselben Augenblick in jenem Lande stehen, wo es keine Nacht mehr gibt, wo alles Licht ist und Friede und Güte und Herrlichkeit und Liebe.

In dieses Land sollen wir gehen, und wir fürchten uns davor? Und wir sehnen uns nicht danach? Wohl gibt es drüben nicht nur einen Himmel, wohl gibt es dort auch eine Hölle. Für uns aber, deren Herz der Liebe Gottes offen ist, für uns, deren Fleisch und Wille nicht aus Boshaftigkeit, aber nur aus Schwachheit sündigt, für uns wird es keine Hölle geben. Ewig gross ist die Gerechtigkeit Gottes, das ist wahr. Keine Sünde bleibt dieser Gerechtigkeit verborgen. Ebenso gross und so unendlich wie die Gerechtigkeit ist aber auch die Barmherzigkeit des Ewigen. "Wer viel geliebt, dem wird viel verziehen," sprach Christus. Und dieses Wort ist unsere Hoffnung.

Und Maria, die Zuflucht der Sünder, ist gleich neben Gott. Seit uralten Zeiten waren die Gläubigen immer schon der Ueberzeugung, dass Maria keinen unerhört lässt, der sich mit vertrauendem Herzen an sie wendet. Wegen uns und wegen unserer Sünden wurde sie ja zur Mutter des Kreuzesmannes und zur Königin der Himmel. Unserer Sünde, möchte man fast sagen, verdankt sie ihre ewige Herrlichkeit. Und da ist es ihr nur zu natürlich, allen Sündern ihren Dank zu erweisen, indem sie für jeden bittet, der zu ihr seine Zuflucht nimmt.

Beten wir zu ihr an ihrem Himmelsfahrtsfest. Beten wir zur Zuflucht der Sünder — und fürchten wir uns nicht vor der Ewigkeit bei unserem Gott der Liebe. —K.

Was tun, was tun, um das Schlimmste zu verhindern?

Herrgott, jetzt kam auch noch das tolle Gefälle, auf dem es kein Halten gab! Streng sprang über die schütternden Kohlen. Wie ein rasender Ringer, der in der Wut alle Kampfregeln vergisst, warf er sich auf die Bremse.

Die Bremsen knirschten, heulten, versagten. Funken spritzten von den Rädern.

In allen Waggonfenstern erschrockene Reisende. Endlich, weit hinter dem Gefälle, stand der Zug auf offener Strecke.

Ein atemloses Rennen zur nächsten Meldestelle. Endlos weit.

"Rrrrrr!" rasselt es von Telephon zu Telephon.

"Die Maschine losgerissen — volle Fahrt — Führer ohnmächtig!"

Ehe sie begriffen hatten — rattata—rattata—rattata—, war die Teufelsmaschine schon durch.

"Knallkapseln gelegt, damit dem steckengebliebenen Zug nichts passiert!"

Aber die Maschine! Die vermaledeite, durchgegangene Maschine!

Telephon und Telegraph waren rascher als das eiserne Ungeheuer.

"Da kommt sie ...!"

"Das war sie ...!"

"Sie ist vorbei ...!"

Vor dem Luftdruck prallten die Beamten zurück. Staub, welke Blätter, Steine flogen hinter ihr drein.

Rattata—rattata—rattata— — Schon war sie wie ein Gespenst aus Eisen durch die erste, zweite, dritte Station, als wollte sie auch den Wettlauf mit dem elektrischen Funken aufnehmen, der vor ihr warnte.

"Die Strecke frei ...! Um Gottes willen — sorgt, dass die Strecke frei ist! Die Schranken herunter! Ueberall die Schranken herunter! Die Maschine halten!"

"Halten? — Wie?"

"Um jeden Preis! Wenn die auf einen Zug rennt ... Die Maschine halten—um jeden Preis?"

"Aber wie, wie?"

Und wem du, Herr, nur einmal bist begegnet,
und auf den nur dein heiliger Schatten fiel,
der ist am Ziel und ist für alle Zeit gesegnet.

Und wen du einmal angeschaut und wem du einmal
sagtest: komm und sieh! der ist auf ewig dein,
und nie lässt er von dir und hat auf ewigen Grund gebaut.

Und wer mit dir über die Strassen ging
und hörte, wie mit Namen alle du genannt,
wie du sie heiltest, hieltest an der Hand,
hält aller Diener sich und ganz gering.

Und wer all deine Liebe sah und all dein Leid
und wer vor dir an deinem Kreuze stund,
der weiss mit Seele es und Mund:
Die Menschheit wird erlöst durch Liebe nur und Leid.

O Christus, Herr, wer einmal ganz dich sah
und fand und dich erfuhr, der kennt
nur Brüder und kennt Schwestern nur und geht
durch Leben, Leid und Tod und Hölle
lächelnd und in Gottesglanz.

(E. Thrasolt)

Es soll so sein, dass jeder Tag uns
wissender und stiller macht — denn alles
was uns stolz gemacht und aufgebracht,
war leerer Schein.
Die Liebe nur, die wir in jedes Tun gelegt
und still gepflegt,
bringt Segen in den Tag hinein.

(M. Nels)

"Verstehen Sie denn nicht? Das Wie ist einerlei. Nur halten! Halten! Halten!"

"Hilfsmannschaften heraus! Rottenarbeiter! Alles, was verfügbar ist, der Maschine entgegen!"

Irgendwo einer Hilfskolonne stolpernder Lauf.

"Hier hat die Strecke starke Steigung. Die günstigste Stelle."

"Aber was sollen wir tun? — Es ist nichts zu machen!"

"Hier der Baumstamm muss quer übers Gleis!"

"Das geht nicht! Auf der Maschine liegt der alte Kübbeler!"

"Besser einer als viele! — Vorwärts!" — Achtung!—Hau-ruck! Hau-ruck!"

Ein grosser Mann kommt atemlos herangerannt. Winkt, droht mit den Fäusten, schreit.

"Was will der? — Wer ist das?"

"Der lange Hein. Der Schwiegersohn von Kübbeler."

Noch lag der schwere Eichenstamm nicht auf den Schienen, aber sie schufteten, um keine Zeit zu verlieren. "Hau-ruck!"

Da riss der lange Hein dem Nächsten die Hebestange aus den Händen: "Ihr seid wohl verrückt?!"

"Der Kübbeler . . .!"

"Befehl ist . . .! Wir müssen!"

"Wer's wagte, dem schlage ich den Schädel ein! Sandsäcke neben die Schienen gelegt! Hier! Rasch! Rasch! Rasch! Ich verantworte alles"

"Hein! Du willst doch nicht?"

"Hinaufspringen!"

"Unmöglich! Du darfst nicht! Denk an die Mia!"

"Her die Sandsäcke! Noch einen! Noch einen!"

"Hein, es geht nicht! Es geht wirklich nicht! Denk an deine Frau!"

Hein stand schon auf den Sandsäcken und trat darauf herum, um eine feste Unterlage zu gewinnen.

"Es ist dein Tod, Hein! — Es ist ganz gewiss dein Tod!"

"In drei Teufels Namen! Schert euch weg, ehe sie kommt!"

Da mochten die wenigen Einsichtsvollen doch merken, dass man einem Menschen, der im Begriff steht, Ungeheuerliches zu wagen, nicht mit klugen Erwägungen kommen darf.

"Die Strecke frei!" schrien sie und rissen durch diesen Warnungsschrei die anderen mit. Alle, darauf bedacht, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, kletterten fluchtartig die steile Böschung hinauf und schrien und winkten von dort aus, als wollten sie Hein im letzten Augenblick noch von den Säcken vertreiben.

Aber es war, als seien seine Sinne für die Nähe erstorben und Augen und Ohr nur noch für die Ferne da, aus der die Unglücksmaschine kommen musste. Wie bei Träumenden flogen seine Gedanken blitzschnell. Er dachte an Mia, seine Frau. Der alte Kübbeler hatte ihr bei jeder Gelegenheit in den Ohren gelegen, hatte im Aerger darüber, dass sein Schwiegersohn nicht mit seiner Partei war, gehetzt, gehetzt, als ob der ein unschlüssiger Feigling sei: "Der Deine, der Schlappschwanz, der ist kein Mann!"

Zwischen ihrem Vater und dem Manne stehend, war Mia stiller und stiller geworden und hatte das Singen vergessen. Früher, wenn er müde aus dem langen Dienst kam, hatte sie immer zu ihm "Du Lieber!" gesagt. Wie lange hatte sie das Glückswort, nach dem er oft ganz hungrig war, nicht mehr gefunden! Wie lange nicht mehr! Aber nun fuhr der Alte, der Friedensstörer, der ihn überall als Feigling gebrandmarkt hatte, rettungslos in den Tod!

Im nächsten Augenblick schrak Hein aus dem Nachtwandel dieser Gedanken auf, wusste wieder, warum er hier auf den Sandsäcken stand, dachte nichts anderes: Die Maschine! Die Maschine! Riss mit einem Ruck den Rock auf und schnallte den Leibriemen in das letzte Loch. Denn nun begann die Schiene leise zu zittern und zu klingen.

"Da!"

Ganz fern, da kam sie. Vor und hinter ihr der Tod und auf ihr ein Mensch, der jetzt ohne ihn rettungslos verloren ist!

Hein sieht und hört nur noch die Maschine, das Untier, das die Strecke frisst.

Rattata—rattata—rattata — —

Gleich . . . gleich . . . jetzt!

Wie ein Raubtier zum Todessprung geduckt, fühlte er die heisse Pressluft, schreit: "Mia!" und springt . . . !

Springt etwas zu kurz, hängt mit beiden Armen am Griff und findet mit den Füssen keinen Halt.

Die Jüngsten aus der Rettungskolonne liegen auf den Knien, recken die verarbeiteten Fäuste zum Himmel und schreien: "Grosser Gott! Grosser Gott! Grosser Gott!"

Umdonnert vom Höllenlärm der rasenden Maschine, hängt Hein einen Augenblick — nein, eine Ewigkeit! — zwischen Leben und Tod, und höhnend pfeift ihn der Wind aus.

Festhalten! Festhalten! Seine Beine! Kommen die den furchtbaren Rädern nicht zu nahe? — Eine Kurve schleudert ihn, dass ihm alle Gelenke knacken und der Atem versagen will. Aber ein verzweifelter Ruck — noch einer — noch einer — jetzt hängt er am Trittbrett, die Hose zerfetzt. Arme und Beine zerschrammt. Mit zusammengebissenen Zähnen noch ein wildes Zuschnappen der Hände . . .

Auf dem Bauche rutscht er hinein neben den Bewusstlosen — springt schnaufend auf — wirft sich wütend, als gegen einen Todfeind, auf die Maschinerie:

"Ich hab' dich, du Aas!"

Jetzt packt die Faust den Hebel.

Zischend entweicht höchstgespannter Dampf. Langsame Fahrt!

Mehr weiss er nicht, denn die Welt scheint sich um den Atemlosen im Kreise zu drehen; aber die Maschine verpufft ohne Dampf ihre letzte Kraft, gehorcht endlich dem Hebel, zittert wie ein erschöpfter Renner und . . . steht!

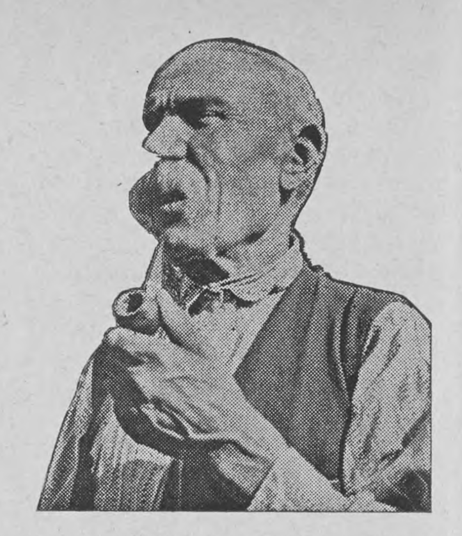
Wie er von der Maschine gekommen ist, weiss Hein gar nicht. Hat den ohnmächtigen Alten auf den nackten, zerschundenen Armen und stolpert vorwärts über den Schotter. Von überall her rennen Leute herbei, die ihm die Last abnehmen. Noch ist alles unwirklich, wie das Erwachen aus schrecklichem Traum, dessen Bann noch nicht brach. Aber — ist das nicht—? Ist das wirklich sein Dorf, sein Haus, sein Garten? Und auf einmal kommt Mia, sein Weib, dem er den Vater bringt.

Er rennt auf sie zu, als wäre er jetzt gerettet. Und sie hängt an seinem Hals und schluchzt und jubelt: "Du Lieber! Du Lieber!"

Immer mehr Leute. Aufgeregt schreiend, denn sie können es noch nicht fassen: "Wer sprang auf die Maschine? Wer hat ihn gerettet?"

Da schlingt Mia die Arme um den Zerschundenen, sieht selig zu ihm auf und jubelt vor Stolz und Glück: "Meiner! Mein Mann! Mein Lieber!"

vom
Schusterseppel



Liebe Leit:

Heit muss ich eich die Geschichte weider verzähle, wie das sich zugetroge hat mit dem Hollinger Franz, mit dem Kerbel Anton und mit der Klecknerin, was welle Klecknerin dem Franz sein baby boy mit dem Anton sein baby girl vertauscht hat. Wenn ihr's net wisse tut, liebe Leser und Leserinnen, wie solles gewest is, dann werd's ihr den Mariabot vom Juni und vom Juli nehmen miessen. Dorten könnt's ihr lesen, wie dass die story zugange wor.

Heit muss ich soge und vermelde, wie dass alles weidergange is. Der Hollinger Franz und der Kerbel Anton hen eine grosse Wut g'hat uf die Klecknerin vonwege die vertauschte babies und vonwege die Schand, was welle sie uf den Tauftag von solle babies g'hat hen. Der Poter ober hot zu sie g'sogt, wie dass sie keine troubles mit der Klecknerin in der Gemeinde anstellen solln. Der Franz und der Anton ober, und auch der Tarkman Joe, was ihr guder Freind gewest is und der blacksmith von unsrer town, die hen gedenkt und gedenkt, wie dass sie der Klecknerin eins runnerwischen können, ohne viel troubles in der Gemeinde zu moche.

About zwei Monat hen sie gedenkt, bis dass sie endlich ihre chance gefunne hen. Ihr miesst nämlich wissen und zur Kenntnis nehme, liebe Leser und Leserinnen, dass die Klecknerin eine gude und fette Kuh geeignet hot, was welle Kuh die Mutter von ein arg schönes Kiehkalbel gewest is.

Eimol, es war uf'n Samstog, wo viel Farmer in der town sein, is der Hollinger Franz beim Tarkman Joe in der blacksmith-shop g'huckt. Der Kerbel Anton war net do. Den hen der Joe und der Franz in der beer-store geschickt für Bier zu hole. Wie der Joe und der Franz so g'huckt sein, da uf eimol is der Anton wie ein blizzard sprunge komme und hot g'rufe: "Joe, schnell, schaff deinen truck her, Joe, Franz, kummt's schnell uf den truck."

"Ja, was is denne?" hen die zwei ieber den Anton geschrien. Ober der hot nix net explained, hot den Joe und den Franz nur beim Arm g'nomme und is mit ihnen hingesprunge zum Joe seinen truck. Dort hat er sie alle zwei h'neingeschobe und is mit sie los.

Unnerdessen hot die Klecknerin mit dem Famler Mike bei ihrer Kuh und bei ihrem Kiehkalbel gestanne. Der Famler Mike is einer von unsre Farmer gewest, und sollem Famler Mike hot die Klecknerin ihr Kiehkalbel verkaufe gewollt. Lange hen die zwei gesproche und gehandelt, bis dass sie mit dem Preis sein einig worde. Nochher hot der Mike das Kiehkalbel g'nomme, hot es uf seinen Wagen geloden, und is davon. Er is mit seinem team ober noch net aus der Stadt raus gewest, da sein uf eimol der Hollinger Franz, der Kerbel Anton und der Tarkmann Joe komme und sein grad vor seine Pferd stehn bliebe.

"Hollo Mike," hot der Franz geschrien, "wie schaut's bei eich."

"Gut, gut," hot der Mike zurieckgebe, "der Klecknerin ihr Kiehkalbel hob ich gekauft, und jetzten muss ich heim."

"Seid's in der Eile, Mike?" hot der Anton geruft, "kommt's mit uns zum Joe, mir hen dorten was fier den Durscht."

"Well, so viel tut's noch langen mit meine Zeit," hot der Mike zurieckgebe, "wenn's ihr was habt, dann tu ich schon net abschloge."

Mit diese Worte hot er sein team rumgedreht und is dem Franz, dem Anton und dem Joe nach zur blacksmith shop. Dorten sein sie denn alle h'nein und sich an die beer bottles gemocht.

So eine halbe Stunde hen sie getrunke und Maistub geholle, da uf eimol is der Anton h'nausgange. Und er wor fort gewest so about zehn Minute, bis er wieder zurieckkomme wor. Und wie er wieder dagewest is, da hot er mit die anre von der Ernt geredt und von der Politik. Und wie eine anre halbe Stund vorbei gewest is und uf dem Boden schon 16 leere beer bottles gelege hen, da sagt der Anton ieber den Mike:

"Ein Kiehkalbel hobt ihr gekauft von der Klecknerin?"

"Ja, ein Kiehkalbel. Und ich hob fiess reden gemiesst, bis mir uns uf den Preis geeinigt hen. Die Klecknerin, das is eine Scharfe, sell kann ich eich soge."

"Ja, die is eine Scharfe," hot der Anton druf.

Und dann hot er zugebe: "Mike, mit die Klecknerin tät ich kein business net moche. Sollem Weib kann ich eimol net trauen. Ich tät mich gornet wundren, wenn die eich ein ganz krankes Kiehkalbel fier ein gudes und gesundes Kiehkalbel verkauft hot."

"Ne," hot der Mike druf, "für uf solle Sachen is sie net smart g'nug. Ich tu mich auskennen uf Kiehkalbel. Ich tu keine Katz im Sack net kaufen."

"Mike," sprach druf der Anton, "ich tu mich net lobe, ober uf das Viech tu ich mich auch verstehe, sell weiss jeder. Kommt's h'naus und lasst mich eier Kiehkalbel betrachte, nochher werd ich eich soge, ob die Klecknerin eich betroge hat oder net."

"Alright," hot der Mike zurieckgebe, und is mit dem Anton h'naus. Der Franz und der Joe sein uf kors mitgange. Alle vier sein sie uf das Kiehkalbel zu und hen es unnersucht. Da uf eimol tat der Joe schrein:

"Dunnerwetter, Mike, desch is ja kein Kiehkalbel net, desch is ja ein Bull. Da schauts, Franz, is desch ein Kiehkalbel?"

Der Franz, der Anton und der Mike sein gleich zum Joe gesprunge komme und alle drei hen sie geschaut und geschaut — bis dass der Mike wie wietig geschrien hot:

"Die Hex, die Klecknerin, die unverschämte. Ich bin doch net b'soffe gewest, wie ich solles Kalbel gekauft hob? Sell is ein Kiehkalbel gewest, uf Ehr und Gewissen ein Kiehkalbel. Die Klecknerin, die hot mir das Kalbel mit einen Bull vertauscht. Platz, Mannsleit, machts Platz, ich muss h'nieber zu dieses Judasweib. Die werd's bekomme."

Und mit solle Wort is der Mike gesprunge wie ein wildes Ross, h'nieber zur Klecknerin. Der Franz ober und der Anton und Joe, die hen sich die Puckel vollgeschloge vor lauter Freid. Der Anton nämlich, wie der in den beer store ging, der hot g'sehe, wie dass der Mike und die Klecknerin vonwegen dem Kiehkalbel gesproche hen. Und da is ihm eingefallen, wie dass er daham ein Kalbel hot, was genau so aussehe tut wie das von der Klecknerin. Nur dass sein Kalbel ein Bull gewest is. Solles Kalbel hot er mit dem Joe seinem truck schnell von der Farm gebrocht, und hot sich mit dem Joe und dem Franz besprochen, wie dass sie solle Kalbel vertauschen werden. Und sie hen's gemocht.

Wie sie so gestanne und sich fiess gefreit hen ieber die Kälbel, da sein der Mike und die Klecknerin dohergerannt komme. Die Klecknerin hot geschrien und geschiempfet, wie dass der Mike betrunke sei und sich net mehr auskenne tut, was ein Kiehkalbel is und was ein Bull, und der Mike hot sein Maul auch net geholte.

So sein sie denn mit fiesses Schiempfe angekomme, und hinner sie viele Kinner und ein paar Weiber, was ganz excited gewest sein, vonwegen was denn wieder passiert is.

"Do, schauts, ihr damische, is desch ein Kiehkalbel? Wenn sell ein Kiehkalbel is, dann seids ihr besoffe," hot der Mike ieber die Klecknerin geschrien.

Die Klecknerin is an das Kalbel ran, hot geschaut, und dann hot sie uf eimol ein Quitscher gebe, dass alle Weibsleit verschrocke sein, und nochher hot sie g'rufe:

"Solles Kalbel is verhext. Desch is mein Kalbel, ober es is ein Kiehkalbel gewest, wie es bei mir gewest is, sell tun alle Leit wiesse."

Und dann is sie uf das Kalbel zu, hot's vom Wagen runnergeriesse, und is mit ihm davon, uf das Haus von unsrem Poter zu.

Die Weiber, die Kinner, der Mike, Franz, Anton und Joe sein ihr uf kors nach. Dem Franz und dem Anton und Joe is es net recht gewest, dass die Klecknerin h'nieber zum Poter gerennt is. Ober sie is so schnell gerennt, dass keiner sie net not stoppe gekonnt.

Der Poter is grad vor der Tür gestanne.

"Poter, um Gotteswillen, tut's solles Kalb mit geweihtes Wasser besprietze. Tut's ein ganzen pail h'niebergiessen, solles Kalb is net richtig. Ein Bull is es, und es soll ein Kiehkalbel sein."

Sie hot noch viel mehr geschrien, der Poter ober hot sie gestoppt.

"Seid's ihr denn krank?" hot er ieber die Klecknerin gefrogt, "was tut ein bull sein und was tut ein Kiehkalbel sein? Und desch ihr's wiesst: Ich bin kein Viehdoktor net."

"Poter, um Himmelswillen, tut's was ich eicn sog. Tut's geweihtes Wasser ieber das Kälbel giesse. Du lieber Himmel, von wegen was hob ich mir solles Unglieck verdient?"

So hot die Klecknerin geschrien. Der Poter is ober net klug geworde aus der Geschicht, bis dass die anren Leit ihm verzählt hen, was sich zugetroge hot. Und am meisten hot der Mike gesproche und geschrien.

Wie der Poter endlich die ganze Geschicht verstanne hot, da hot er mit seinem Kopf geschietlet und hot verwundret drein geschaut. Da uf eimol hot er doch den Joe gesehn und den Franz mit dem Anton. Und do is dem Poter, was ein kluger Poter gewest is, was niemand net hot foolen gekonnt, da is dem Poter ein Licht ufgange. Langsam is er uf den Joe und Franz und Anton zu. Wie die den Poter ober uf sich zukomme g'sehn hen, da sein sie uf eimol rumgedreht und davon wie der Wind.

"Mike," hot der Poter druf, "geht's eich bei die drei eier Kiehkalbel hole. Ober keine troubles net, solles . . ."

(Schluss auf Seite 20)

Kasperl Theater

Dem Brummbär tut der Kopf weh. Er hat schon son viel Gescheites geschrieben, dass man es fast in den "zivilisierten" Zeitungen drucken könnte. Es ist schon gar nicht mehr gemütlich. Etwas recht spassiges möchte er, dass man sich einmal tüchtig aus-lachen kann, dann fühlt er sich besser.

Da gehts schon los. Von seiner Höhle aus hört er auf einmal ein Klappern und Stampfen, einen Lärm und ein Kreischen, wie wenn eine alte ausgeleierte Dreschmaschine dahergeholpert käme. Und siehe, da auf der Strasse vor ihm, da kommt es herangerappelt: Unsere Schildbürger sind da, und führen mit sich das grosse Meisterwerk moderner Errungenschaft: den **"Schildbürger-Weltanschauungs - Staatskasten"**, auf hohen Rädern, und stolz fahren sie durch die Lande.

Aber nicht weit. Schon stockt es, es rappelt noch einmal ganz energisch, dann gibt es einen Pu, einen Krach, und die ganze Maschine bricht zusammen. Drum herum stehen die Schildbürger und jammern und fluchen.

Der Brummbär steigt herab vom Berg, sich den Rummel anzuschauen. Es ist ein ganz schöner Kasten. Alte, gute Stücke sind drin, denen man ansieht, dass sie aus besseren Zeiten stammen, aus einem besseren Hause gestohlen worden sind, aber alles ist durcheinander gesteckt und mit billigem Draht zusammengebunden, ohne Zusammenhalt, ohne Plan und Zweck, gerade wie es eben kam. Der Brummbär denkt an die alten Ford-Cars aus vorsündflutlichen Zeiten: mit "Drahtverhau". Ein alter ehrwürdiger "Professor" klettert gerade von der "Engine" herunter. Ein gescheites Haus, mit grosser Brille. "Mein Herr", spricht er, "Sie sehen vor sich die grösste Errungenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts, die endgültige Lösung der Sozialen Frage, die **'moderne Weltanschauung'**, nach der die Staaten der Neuzeit aufgebaut worden sind." "Hm", denkt sich der Brummbär: "Habt ihr das alles selbst gemacht?" Der Professor erklärt: "Nun, die Stücke stammen von der grossen 'Kultur-Kraft-Zentrale', durch die die europäische Zivilisation des Mittelalters aufgebaut worden war. Man nannte sie 'die katholische Kirche'. Die haben wir in Stücke geschlagen, und dann von den Resten genommen, was uns am besten passte, und damit unseren eigenen 'Kultur-Kasten' zusammengebaut. Ist es nicht ein Meisterwerk?"

"Ja nach welchem Plan habt ihr denn das Alles zusammengestellt? Es scheint ja kein Stück zum andern zu passen?"

"Plan? Da sieht man ja recht, wie rückständig Sie noch sind, Herr Brummbär. Wer baut denn heute nach einem Plan? Die moderne Kultur baut doch nicht **nach einem Plan.** Sie **baut** einfach. Plan, Ziel, Zweck, das sind doch alles veraltete Begriffe: wir stecken alles zusammen wie es kommt, binden es gut zusammen mit Zeitungsdraht — und es schafft grossartig, wie Sie sehen, mein Herr. Darf ich Ihnen meine **Mitarbeiter** vorstellen?" Der Professor öffnet ein Türchen, und wie die Tiere aus der Arche Noes kommt es herausspaziert.

Zuerst ein gelehrtes Haus. "Meine Herren, **Verstand** ist Alles. Jeder soll nur nach seinem Verstand gehen. Was ich nicht verstehe, das gibt es eben nicht." Mit einem Dreieck, einem Zirkel und einem Schneidermass geht er an den nächsten Baum und fängt an, ihn zu messen. Ein gelehrtes Buch wird er darüber schreiben. Ihm folgt ein **zweiter** Herr. "Verstand? Quatsch! Verstand gibt es gar nicht: Alles ist Gefühl. Wahr ist, was mir das Herz sagt, das **Gefühl;** nach der Inspiration meines Trieblebens wird alles gemessen." — Aber schon kommt ein **Dritter:** "Wahrheit? Was ist das? Wahrheit und Falschheit gibt es nicht. Es ist alles wie ich es **mir einbilde"** — und damit hält er sich die Augen zu und schaut in die Welt hinein. Doch schon hupft ein **Vierter** ihm nach: "Die Narren. Verstand? Gefühl? wer hat denn so etwas schon gesehen? Gehirngespinste. Es gibt nichts als was meine **fünf Sinne** mir sagen. Alles Andere ist Unsinn. Was ich seh', das glaube ich; was mir schmeckt, das fresse ich; was ich will, das tue ich; wie das Vieh, so lebe ich—und fühle mich Vieh-wohlig dabei. Prosit, meine Herren."

Der Professor wendet sich ganz stolz zum Brummbär: "Nun, mein Herr, was denken Sie von unserer modernen Wissenschaft? Das war der **'Gelehrten-Kasten'**. Wir gehen jetzt über zu unseren **'modernen Staatsmännern'** — und damit öffnet er ein zweites Türchen. **No. 1** erscheint. **"Freiheit,** meine Herren. Die alten Tyrannen, wir haben sie erschlagen. Wir brauchen keine Obrigkeit, jeder ist sein eigener Herr, sein eigener König, sein eigener Herrgott. Keiner darf dem anderen sagen: du darfst, du sollst nicht; jeder ist sich selbst Gesetz und Regel. Jeder kann laufen, wie er will, er braucht sich um keinen andern zu kümmern: Wer eben nicht mitlaufen kann, wird niedergetreten. Gross und Klein: veraltete Begriffe: wir sind das Mass der Welt: wer grösser ist, dem fliegt der Kopf, wer kleiner: nun, der wird ausgestreckt. Ein Welt-**Einheits**-Niveau, ein Welt-**Gleichheits**-Niveau wird festgelegt: wer drüberdenkt, wer **drüberspricht,** wer drüberlebt, wird 'Gleichgeschaltet' — Das fran-

zösische Revolutions-Käppchen drückt er sich fest aufs linke Ohr, und pfeift die Marseillaise. No. 2 erscheint. "Was schwätzt der Narr? Will er uns lehren? Die Mehrheit entscheidet. Hundert Narren verstehen mehr wie zehn Gelehrte: denkt nur an die überlegene Gehirnmasse. Wir wählen unsere Regierungen selber, dann sagen wir ihnen, wie sie regieren sollen, und so regieren wir uns selbst, wir tun immer was wir wollen. Ist das nicht eine geistreiche Lösung? Die Minderheit, die anders denkt wie wir? nun, die kann zum Teufel gehen. Wir sind die Regierung. Und wenn es uns gefällt, den Herrgott abzuschaffen, die Weltordnung umzuändern, und eine neue, verbesserte einzuführen — wer kann es uns verbieten? Wir sind die Herren. Das nennt man Freiheit." No. 3 kommt nach, und lacht sich ins Fäustchen. "Bravo, meine Herren. Es lebe die Mehrheit. Und dass sie das Richtige denkt, dafür sorgen wir. Wir haben ja das Geld, wir haben die Presse, wir haben das Radio, die Schule, die Moving-Pictures. Und wenn es nötig ist, dann hetzen wir, dann lügen wir: eine Mehrheit is leicht zum Narren zu halten. Danke, meine Herren, für die Vorarbeit."

Der Brummbär schaut sich die seltsame Nummer Drei etwas näher an. "Nun, mein Freund, was ist denn deine Weltanschauung?" Das Männlein schmunzelt: "Wie soll sie sein? Das ist doch einfach: Im Namen der Freiheit baue ich meine Fabriken. In Namen der Gleichheit lass ich die Millionen Arbeiter ums tägliche Brot schuften und hungern. Im Namen der Brüderlichkeit hetze ich sie in den Krieg, wenn sie aufmucken wollen, oder ziehe ihnen mit einer schönen Depression den Bauchriemen etwas enger. Oh, es gibt Mittelchen, und wie gesagt, wunderbare Vorarbeit

vom Brummbaer

ist geleistet worden. Die "Mehrheit" wird niemals den Braten riechen, und was die "Mehrheit" will, das will doch auch der Herrgott, nicht wahr? Vox Populi, Vox Dei—ha, ha, ha."

Der Professor geht zu einem dritten Türchen, öffnet langsam. "Gebts acht, Herr Brummbär: hier sind die Scharfen, mit denen ist nicht zu spassen. Die schwätzen nicht bloss, die meinen es ernst, und könnten uns den ganzen Brei versauen, wenn man sie nicht niederhält."

Hervor tritt eine Riesengestalt, mit finsteren Augen und zornigem Gesichte. "Ihr Heuchler und Lügner, die ihr mit eurer 'Freiheit' die ganze Menschheit versklavt und verseucht habt. Freiheit von Gott und seinem Gebot—das lass ich gelten. Hab ja von euch selbst, an euren Universitäten gelernt, dass es keinen Gott, keine Seele gibt. Nur dass ihr euer heuchlerisches, scheinheiliges Christentum als Maske und Volksverdummung weitertragt, dass niemand merke, welcher Teufel dahintersteckt. Wir sind ehrlicher, ein Naturvolk—und wenn es keinen Gott gibt, dann ziehen wir die logischen Folgerungen, und handeln danach im praktischen Leben, wenn auch ihr zivilisierten Herrchen Nervenkrämpfe bekommt und euch vor dem "Barbar im Osten" und seinen Methoden entsetzt. Wir tun nur, was ihr gelehrt, wir ernten, was ihr gesäet habt. Aber: Freiheit fürs Volk—was meint ihr damit? Freiheit für jedes Schaf, dass es sich in der Wüste verlaufen kann? Freiheit für jeden Wolf, dass er es zerreissen kann? Wollt ihr keine Hirten bei derHerde haben, damit ihr ungestörter euch mästen könnt, ungestörter die Schafe scheren könnt? Nein, einen Schutz muss das Volk haben, gegen euch und euresgleichen. Den alten Schutz, die Gottesordnung, habt ihr ja selbst zerschlagen; es bleibt nur einer, der das Volk schützen kann, und das ist der Staat, der almächtige Gemeinschafts-Staat, der das ganze Volk in seine Hand nimmt, der ihm zu essen gibt, der ihm sagt, was es arbeiten, was es denken und glauben muss. Es gibt nur zwei Wege, die Menschheit zu retten —zu retten vor euch, ihr Menschheits-Verderber. Entweder Gott-Kommunismus (und den habt ihr ja gründlich zerstört mit der katholischen Kirche) oder Staats-Kommunismus—und für den werde ich sorgen, bei uns—und bei euch. Denkt an mich."

Die anderen Herren schauen den Sprecher etwas sonderbar an, aber schliesslich zucken sie die Achseln: Nun, der mach ja grimmig, aber wir kriegen ihn doch noch, er steckt ja mit uns unter einer Decke. — Der Brummbär denkt sich: wer weiss? —

Noch ein Männlein kommt aus der Arche hervor: mit Stirnlocke und Denkerstirne; und wie er ihnen nahetritt, rücken sie alle etwas ängstlich von ihm weg: der Kerl ist ihnen nicht geheuer. Sie können gar nicht verstehen, wie er mit ihnen in derselben Arche steckt. Er riecht katholisch und handelt kommunistisch; es ist schwer für die Herren, sich über ihn ein klares Bild zu machen. Am liebsten möchten sie ihn auffressen, aber der Herr ist zäh. Und wie denkt er? Er sagt, sie handeln alle wie dumme Jungen, die nichts verstehen. Er sagt, sie müssten alle "umlernen", und wenn sie das nicht können, so mögen sie alle zum Teufel gehen, ob es einen gibt oder nicht. Er sagt, das arme Volk tue ihm leid, das von rechts und von links beschwindelt und betrogen wird. Er sagt, Christus habe das Volk retten

können, aber der ist ja abgeschafft, und so muss er es selber tun. Er sagt: kommet alle zu mir — und Millionen betrogener und verratener Menschen schauen auf zu ihm: ist es die Erlösung von all dem "modernen Schwindel", oder ist es ein anderes, ein letztes gleissendes Irrlicht, das die Welt in Wahnsinn und Verzweiflung treibt? Und weiter spricht er: ja sprechen kann er, sprechen, wie keiner seit langer, langer Zeit: man muss ihm zuhören, ob man ihm glaubt oder nicht. Er singt von allem Hohen, was Menschenbrust erhöht, er singt von allem Schönen, was Menschenherz verschönt — von Heimat, Männerwürde, von Treue und Ehrlichkeit. Er spricht vom alten Menschenadel einer besseren Zeit, von Ordnung, Zucht und Sittsamkeit, vom Idealismus des (katholischen) Mittelalters. Was die katholische Kirche mit allem Guten, das sie hatte, nicht hat erreichen können (denn, so sagt er, sie hatte zuviel Menschliches an sich), das will er jetzt zur vollkommenen Reife bringen in seiner neuen Weltordnung, die Religion und Staat ersetzt und die Menschheit auf die höchste Stufe der Vollkommenheit führen wird. Den Teufel aber, (und damit meint er all das Zeug, was da vor ihm geredet hatte) kann man nur durch Belzebub austreiben, hart auf hart, und unerbittlich. So spricht der Redner—und schweigt. Hm, denkt sich der Brummbär: wenn der Herrgott selbst es nicht gepackt hat, wie will der es packen —

Der Weltanschauungs-Kasten aber, um den sich alles dreht, steckt im Dreck und fällt langsam auseinander. Die Schildbürger sind ratlos, einer gibt dem andern die Schuld. Eine Keilerei beginnt, einer gegen den andern, aber schliesslich einigen sich alle und gehen gemeinsam los auf den "Stirnlockigen" und es geschieht ein grosses Männermorden. Der Brummbär brummt und zieht sich in seine Höhle zurück.

Doch lange hält es ihn nicht. Kann man denn diesen Schildbürgern keinen Verstand beibringen? Wenn das so weiter geht, dann sind sie schliesslich alle tot, und es bleibt nichts mehr übrig von der ganzen Geschichte.

Also versuchen, ob es hilft. "Meine lieben Schildbürger", redet er sie an. "Könnt ihr euch denn gar nicht verständigen? Die Lösung ist doch so einfach, wenn ihr nur hören wollt. Ihr seid doch alle **Menschenkinder**, von einer menschlichen Mutter geboren, in einer menschlichen **Familie** aufgewachsen. Könnt ihr euch da nicht lieben, wie Brüder und Schwestern? Als Kinder der einen grossen **Gottesfamilie?** Freiheit wollt ihr: warum nich die **Freiheit des Kindes** in der Familie, wo das Kind an Zucht gewöhnt, erzogen wird, nicht aus Zwang, sondern aus **Liebe?** Freiheit in **Gehorsam** gegen die Obrigkeit, die nicht zum Herrschen da ist, sondern zum Dienen, die nicht ihr Recht will, sondern das Glück des Kindes, die befehlen muss, weil sie verantwortlich ist für das Glück der Familie: **Vaterliebe** als Triebfeder der Regierung in Verantwortlichkeit für das Glück der Untergebenen, **Gehorsam** als vertrauensvolle Hingabe an das Wohl der ganzen Gemeinschaft, **Nächstenliebe** als Bindeglied der ganzen Weltfamilie, wo einer des andern Wohl und Glück sucht als Brüder und Schwestern der einen grossen Weltfamilie in liebendem Gehorsam gegen den himmlischen Vater, der alle glücklich machen will." Ganz warm wird es dem guten Brummbär ums Herz. Das müssen doch alle verstehen. Bald gibt es Allerweltsfriede im Schildbürger-Reich. Stille umgibt ihn, der Streit hat aufgehört. Hoffnungsvoll schaut er auf: da sieht er, dass alle Schildbürger verschwunden sind, einer nach dem andern hat sich gedrückt bei der grossen Rede des Brummbärs. Nur in der Ecke, ganz hinten stand ein altes krüppeliches Männchen und strampelte mit Händen und Füssen, und winkte dem Brummbär. "Halt's Maul, Brummbär, um aller Teufel willen." "Habe ich nicht recht geredet? Ist das nicht alles schön und gut?" — "Schön hin und schön her, zeterte das Männlein. Seht Ihr denn nicht? Das geht doch nicht, das kann nicht sein, lieber alles andere als was ihr da redet." — "Ja, warum, in aller Narren Namen," ruft der erzürnte Brummbär. Das Männlein wird ganz rot vor Wut, und spuckt vor sich hin: "Aff, siehst du denn nicht, dass das nicht geht? Wenn wir das tun wollten, dann müssten wir ja alle katholisch werden", sagts und schlägt sich seitwärts in die Büsche. "Aha, da drückt der Stiefel", denkt sich der Brummbär, und zieht sich in seine Höhle zurück.

VOM SCHUSTERSEPPEL

(Fortsetzung von Seite 17)

Weiter is er ober net komme. Der Mike und die Klecknerin waren uf eimol net mehr do. Sie sein hinner dem Franz und Joe und Anton her, die Klecknerin mit fiesses Kreischen, und der Mike mit lautes Fluchen.

Der Poter und die anren Leit hen sich gleich hinner sie her gemocht. Hinner der blacksmith shop hen sie der Klecknerin ihr Kiehkalbel gefunne, vom Franz und Joe und Anton is ober nix net zu sehn gewest. Ieber den Mike und ieber die Klecknerin hot der Poter noch lange gesprochen. Die Klecknerin hot dem Poter wohl versproche, dass sie nix net unnernehme werd gegen die drei, vonwegen damit eimol die alte Geschichte uffhöre, ich weiss ober, dass sie bis heit noch kein Wort mit keinen von ihnen geredt hot.

So is die Geschicht zuend gange. Uf das nächste mol werd ich eich was anres verzähle.

Es griesst eich

Der Schusterseppel.

Allerlei Interessantes . . .

Alles ändert sich

Im Jahre 1932 schrieb ein Kalendermann: "Die Bevölkerungszahl Europas hat sich im Laufe des letzten Jahrhunderts verdoppelt. Würde die Bevölkerungszunahme in gleichen Masse zunehmen, dann würden in hundert Jahren statt der heutigen (1932) 525 Millionen in Europa 1,050 Millionen Menschen leben. Im Vergleich ist hinzuzufügen, dass man die heutige Gesamtbevölkerung der Erde auf etwa 2,000 Millionen schätzt. 26 Prozent davon leben in dem verhältnismässig kleinen Europa, während Amerika, dessen Erdoberfläche fünfmal so gross ist, nur 147 Millionen Bewohner hat. Man hat berechnet, dass in Amerika noch für 3,300 Millionen Menschen Platz wäre, während Europa kaum noch 75 Millionen Menschen aufnehmen kann."

Das war im Jahre 1932 geschrieben. Wie es heute in Europa aussieht, wissen wir. Man zählt dort jetzt die jüngsten Gräber nach Millionen!

* * *

Ein Elefant kann auf seinem Rücken ein Gewicht von drei Tonnen tragen.

* * *

Die Narkose ist etwa hundert Jahre alt. Ihr Erfinder ist ein junger englischer Arzt, Henry Hill Hickmann, der 1824 allerlei Versuche mit Hunden und Katzen anstellte. Er entdeckte, dass die Narkose den Tieren grosse Erleichterung gewährte, und kam auf den Gedanken, die Narkose auch bei Menschen anzuwenden. Niemand glaubte aber an die Erfindung des jungen Arztes und er starb arm und enttäuscht noch vor seinem dreissigsten Lebensjahr. Erst 20 Jahre später wurde seine Erfindung zum Segen der Menschheit verwertet. Wer von uns schon auf dem Operationstisch lag, wird wohl wissen, wieviel Schmerzen ihm durch diese Erfindung genommen wurden.

* * *

Der Pulsschlag beträgt beim Säugling 140 Schläge in der Minute, bei Erwachsenen 70, bei Greisen 76. Kinder haben 90 Pulsschläge und Zwanzigjährige etwa 80. Im Winter hat der Mann 72 Pulsschläge, im Frühling 70, im Sommer 67. Macht das Herz beim Mann 70 Pulsschläge, wenn er sitzt, so sinkt die Zahl bei der Bewegungslosigkeit im Schlafe auf 65. Stehend steigt sie auf 78, bei leichterer Arbeit auf 85.

* * *

Die Frösche besitzen eine unglaubliche Lebenszähigkeit. Aus getöteten und aufgeschnittenen Schlangen kriechen noch lebende Frösche und Kröten hervor, deren Hinterbeine bereits vollständig oder doch teilsweise verdaut worden sind.

* * *

Dass unsere heutigen Frauen fünf Jahre früher graues Haar bekommen als ihre Mütter und zehn Jahre früher als ihre Grossmütter, wird darauf zurückgeführt, dass sie das Haar nicht mehr systematisch zu bürsten brauchen, wie es zur Zeit der langen Zöpfe nötig war.

* * *

Der menschliche Körper hat 118 Millionen Nerven, in den Augen allein 18,000. Die Nerven übermitteln die Botschaften in einer Geschwindigkeit von ungefähr sechs Meilen in der Sekunde. Könnte ein Mensch dem Schöpfer so etwas nachbauen?

* * *

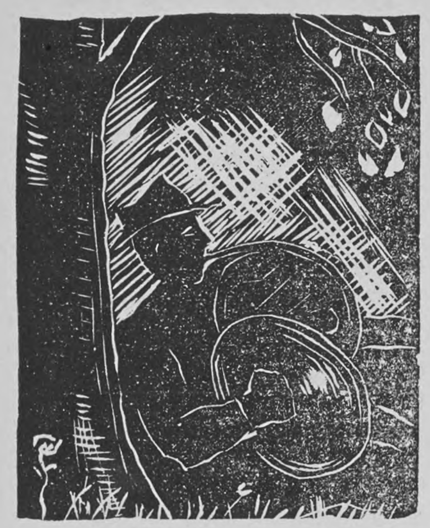
Man hat ausgerechnet, dass alle Goldmünzen der Welt in einem mittelgrossen Zimmer Platz fänden.

"Es geht nicht um die Verteidigung des Glaubens, sondern um die Ausstrahlung der Glaubenskraft aus gottergriffenen Menschen", schrieb ein Denker in seinem Buch über die Geschichte der Welt. Tiefe Wahrheiten spricht dieser Satz. Es gibt nur einen Glauben, und das ist der lebendig glühende Glaube. Aller andere Glaube ist tot. Und toten Glauben verteidigen zu wollen ist ein Widerspruch. Glaube kommt nicht vom Wissen. Wenn du alle Geheimnisse des Glaubens känntest, besser känntest als der grösste Gottesgelehrte: Wenn du die Liebe nicht hast, dann sind deine Glaubenslehren toter Schall. Glaubensglut kommt von Gott, wenn du betest. Und Glaubensglut kommt dir auch von Menschen, die ihren Gott bewusst und lebendig lieben. Ihrem Wort, ihrem Beispiel und ihren Schriften ist schwer zu widerstehen.

Weil wir nicht genügend solcher Menschen haben, deshalb mussten wir beginnen, den Glauben zu "verteidigen". Und wir haben dieser Glaubensverteidigung weit mehr Kraft geopfert als der Pflege eines lebendigen Glaubens in eigener Brust. Deshalb sind wir heute so glaubensarm und deshalb ist es uns so schwer, die Worte eines vom Glauben ergriffenen Menschen zu verstehen.

Manchmal aber kommt es doch vor, dass wir beim Lesen eines Buches oder auch nur eines einzigen Satze plötzlich sonderbar ergriffen werden. Wie ein Fingerweis zu Gott, an dem wir nicht vorüber können, steht es vor uns. Und wir fühlen: Der Mensch, der das geschrieben, hat diese Worte nicht nur geschrieben, er hat sie gelebt. Kampf und Ringen, Leidenschaft, Blut, Tränen und der Sieg Gottes über das Allzuirdische in diesem Menschen stehen hinter diesen Zeilen. Sein Wort vom Glauben ist lebend, ist glühend, so glühend, das es ergreift und mitreisst. Das ist der Mensch, der Glauben weiter geben kann!

Wenn du so einen Menschen gefunden, dann halte dich an ihn. Er kann dir Grosses geben. Er kann dir Dinge geben, für die du nie genügend zu danken imstande sein wirst.



Der Sohn der Hagar

Roman von Paul Keller

Den ganzen Tag steht der alte Wegzeiger an der Strasse dicht am Dorfe und zeigt mit seinem Arm nach der Stadt. Keiner kommt, der ihn um Rat frägt. Langweilig ist solcher Dienst und auch beschämend für einen rüstigen Greis. Die Linde neben ihm beklagt sich manchmal, dass sie die Mäuse in die Füsse beissen, und sagt, das sei so lästig, als wenn ein Mensch Flöhe in den Strümpfen habe. Das mag sein, aber es ist doch immerhin eine Abwechselung. Ihn beisst keine Maus; nicht deswegen, weil er ein Mann von amtlichem Charakter ist, sondern weil er einen dicken, schwarzen Teerstrumpf anhat, den die Mäuse meiden. Immer nur jahraus, jahrein zu sagen: "Nach Soolberg sechs Kilometer" ist stupide, namentlich da alle Leute, die vorbeikommen, ihn gar nicht um seine Weisheit befragen, sondern schon selber wissen, dass diese Strasse nach Soolberg führt. Auch sein Brustschild: "Das Betteln ist in diesem Dorfe streng verboten", macht ihm wenig Freude. Die Fechtbrüder, die vorbeikommen, können wahrscheinlich nicht lesen, denn nicht einer erschrickt vor seinem Brustschild, und sie betteln alle.

Was gilts? Er wird sich das Leben nehmen. Sich in einer dunklen Nacht quer über die Strasse legen und von einem schweren Wagen überfahren lassen. — Da kam eines Tages Dr. Friedlieb daher und blieb beim Wegzeiger stehen. Der wusste als kluger Mann des Wegweisers Leiden, wusste, dass er sich über die Leute grämte, über die Fuhrwerke, die Fechtbrüder und über die Mäuse. Er bedauerte ihn aber nicht, sondern klopfte ihm mit dem Spazierstock ans Bein und sagte: "Brumme nicht, hölzerner Kerl, ein Dorfwegzeiger is keine Litfalssäule, und ein Amtsvorsteher is kein Landrat."

Und ging weiter. War auch in schwerer Einsamkeit. Vormittags ging er angeln. Sass sich müde am grossen Teichrande. Fing eine Menge Fische und verschickte sie ins Dorf. Musste aber selber öfter nachsehen gehen, ob die Fische auch richtig zubereitet wurden; denn die Scherwenken hatte einmal zwei prächtige Schleien in den Mist vergraben, weil sie nichts mit ihnen anzufangen wusste. Dann grübelte er am Teichrande darüber nach, ob er ein Kochbuch für die Dörfler schreiben solle. Aber er konnte selbst nicht viel kochen. So liess er's.

Nachmittags ging er auf die Jagd. Oft bekam er sentimentale Anwandlungen und liess zwei oder drei Hasen laufen. Dann schaute er ihnen nach, und wenn er sie in sicherer Entfernung halten sah, wusste er, was sie sprachen. "Siehst du, Alte, du hattest die Wache, und wenn der Dr. Friedlieb nicht so dumm wäre, hätte er durch deine Unachtsamkeit eines von uns erwischt." "Sei still, Alter, wenn er deine zweite Frau erschossen hätte, wäre das ganze gut gewesen."

Dann sah der Doktor, wie die beiden Hasenweiber sich balgten, und schritt befriedigt weiter.

Wenn ihm dann aber — die Christel einfiel und der junge Musikant, den er selber ins Hartmannsche Haus gebracht hatte, war all seine gute Laune dahin, und die Einsamkeit der Felder fiel ihn an. Dann kam er sich plötzlich mit seinen fünfundvierzig Jahren alt und lächerlich vor, wie einer, der Jugend, Liebe und Glück versäumt hat und im Herbst nach Veilchen sucht! Alt! Lächerlich! Dumm!

Er ertrug das nicht lange, er kehrte heim und zankte zur Ablenkung mit seiner Schwester Jettel, die er für noch älter, lächerlicher und dümmer hielt, als er selbst war. Oder er ging ins Dorf und revidierte die Luft in den Bauernstuben. Er hatte es längst so weit gebracht, dass die Stuben gelüftet wurden und auch überall ein Thermometer war. Wer kein Thermometer hatte und nicht die Stuben lüftete, durfte sich auf die peinliche Gegnerschaft des Amtsvorstehers gefasst machen. Der machte ihm mit allerlei Polizeimassregeln das Leben sauer und kehrte sich nicht daran, dass der Amtsvorsteher dem Doktor zuliebe parteiisch war. Wer unhygienisch lebte, war bei ihm verloren.

Sein Lieblingsplan war die Einrichtung eines Volksbades. Drei Dinge gehören dazu, meinte er, aus unserer Bauernbevölkerung Menschen von Eisen zu ziehen: erstens gute Stubenluft, zweitens Gemüsegenuss, drittens Baden. Wenn das erreicht würde, dann müsste bei der kerngesunden land-

wirtschaftlichen Arbeit ein Durchschnittsalter von hundert Jahren leicht zu erreichen sein.

Und ob er sich jedesmal bei seinem Gange durchs Dorf vornahm, das Hartmannsche Haus zu meiden, am Ende ging er immer wieder hin. Nicht der Christel wegen, redete er sich vor, nein, um ein Glas Bier zu trinken, um zu beweisen, dass er kein Abstinenzler sei, um andererseits durch seine Gegenwart andere von der Unmässigkeit abzuhalten.

Wenn ihn dann Hartmann bediente, plauderte er verdrossen eine halbe Stunde mit ihm, bekam ihn bald satt und behauptete plötzlich, Hartmann müsse sich mehr um seine Bauernwirtschaft kümmern. Den ganzen Tag in der Gaststube sitzen, sei nichts für ihn. Frau Hartmann bediente nie Gäste, das war ihm lieb, denn er vertrug sich nicht mit ihr. Blieb der Flederwisch, die Lore. Mit der hatte er immer Krieg. Sie hatte keinen Respekt vor ihm. Früher passte ihm das, da nahm er sie leichtfertig und kindisch und knurrte sie an, wenn sie ihm absichtlich eine uralte Zeitungsnummer vorlegte oder sonst einen Possen trieb. Oft quälte er sich lange und ging am Ende doch nach der Küche hinüber, wo er sich brummend und mit irgendeiner Ausrede einschmuggelte und die Christel fand, die er vergeblich in der Gaststube erwartet hatte. Dann sass er auf einem Küchenstuhl und erzählte gleichgültige Geschichten. Und er war friedlich in sich. Es war ihm immer, als hätte er den ganzen Tag lang nur diesen einen Stuhl gesucht, als könne er auf keinem anderen ruhen. Die Christel polterte nie bei der Arbeit wie die Jettel, sie stellte nie eine dumme Frage, sie gab nie eine alberne Antwort, wie die Jettel. Sie verstand ihn, ja, sie konnte ihm sogar widersprechen, ohne ihn zu reizen. In dieser Küche war keine tote Einsamkeit, hier war Friede und stille Freude.

Einmal trat Robert Winter ein. Er hatte nur etwas zu bestellen. Dabei hustete er leicht.

"Sie haben sich wohl erkältet, Robert?" fragte Christel besorgt.

"Ach, das hat nichts zu sagen, Christel", sagte Robert und ging . Dr. Friedlieb gab dem Kohlenkasten einen Fusstritt.

"Was das für ein "Gechristel" und "Geroberte" is! So 'n blödsinniger Lausehusten hat gar nichts zu bedeuten."

Christel sah ihn erschrocken an, wandte sich um und schwieg.

Das brachte den Doktor in Verlegenheit. Einen schweigenden Gegner konnte er nicht gebrauchen, wenn er schimpfen wollte. Als das Mädchen still weiterhantierte, hatte er das peinliche Gefühl, eigentlich sei er ein Grobian, der Ursache hätte, sich selbst am Kragen zu kriegen und hinauszuwerfen.

"Ich will ja nich schimpfen", begann er aufs neue, "'aber wegen einem bissel Husten — tja, natürlich dürfen Sie ihn ja fragen — selbstverständlich — und da hat Ihnen — kein Deibel was dreinzureden — ich meine ja auch bloss, so schlimm is es nich — und Sie können ihm vorläufig Spitzwegerich, Fenchel und Hirtentäschelkraut untereinanderkochen — tja, das is ja richtig — aber das "Robert sagen und dann — dann so kurzweg "Christel" — das — das wundert mich eben."

Da sah sie ihn mit ihren tiefen Augen, die er so liebte an ihr, ernst aber freundlich an und sprach:

"Er arbeitet für meine Eltern, ich arbeite für meine Eltern; deswegen sagt er "Christel" zu mir und ich "Robert" zu ihm. Und Freundlichkeit braucht er, denn er ist ein sehr armer Mensch."

Stand der Herr Dorfreformer da mit rotem Kopf.

"Freundlichkeit braucht er! Tja! Sie meinen, der Dr. Friedlieb is 'n alter Esel — reden Sie nich rein, das weiss ich besser — 'n alter Esel, der erst die Leute ansässig macht und sie dann schlecht und ohn alle Freundlichkeit behandelt. Haben rech, Christel, haben recht! Ich bin 'n Unglückskerl! Eh' ich mich's verseh', bin ich grob, ungerecht, schnauzig und ruppig. Haben ganz recht! Freundlichkeit! Da liegt der Hase im Pfeffer. Mit Freundlichkeit lässt sich die Welt erobern. Die liebe Sonne am Himmel is weiter nischt als freundlich. Na, Christel, geben Sie mir ihre Hand — Ihre gute Hand — Sie wissen ja — das heisst, Sie wissen eigentlich gar nichts — Sie haben gar keine Ahnung — nein,, nein, wirklich, Sie haben keine blasse Idee — die Hauptsache is, dass es eben wirklich weiter nichts is wie Freundlichkeit — wie — wie — na, wie soll ich sagen? — wie ganz gewöhnliche christliche Nächstenliebe!"

Sie sah den Mann, der ihre Hand festhielt, ernst an und schwieg.

So standen sie ein paar Sekunden lang. Da lief ein Zittern durch Dr. Friedliebs Hand.

"Christel — Christel ist es mehr — ist es noch etwas anderes?"

"Ja."

Er liess ihre Hand los.

"So wollen Sie ihn heiraten?"

Sie machte eine heftige Gebärde.

"Nein — nein!"

Dann wandte sie sich ab von ihm. Er stand noch eine Minute lang mit gesenktem Haupte da, dann ging er zur Küche hinaus.

Er ging nach Hause und sass lange am Fenster seines Arbeitszimmers.. Sein grosses, stolzes Haus lag auf einer Anhöhe, und man konnte von da das Tal übersehen. Friedliche Nacht dort drunten. Kein Sturm und böses Wetter. Heimlich blitzen die rötlichen Lampenlichter auf und der Doktor wusste, dass friedliche Menschen im Tale wohnten. Wohl hatte so mancher seine Kümmernis, aber keines einen schweren Kummer. Ohne dass er's wollte, fiel dem Doktor ein, er habe wohl Anteil, habe wohl sein Verdienst an diesem Frieden. Da schüttelte er den Kopf. Nun ja, ein paar Dutzend Menschen hatte er das Leben gerettet, aber das hätte ein anderer Arzt auch getan, ein paar ruinierten Existenzen hat er wieder aufgeholfen, ein paar leichtsinnige Galgenstricke vor Schande und Zuchthaus bewahrt. Bestimmt. Aber weiter nichts als Pflicht gewesen. Wer weiter nichts als seine Pflicht tut, braucht sich nicht zu rühmen. Kommt gerade noch mit "genügend' durch beim Herrgott. Und wenn er nebenbei ein alter Esel ist wie er, der seinen eigenen Vorteil verpasst, die Blume an seinem Wege höchstens mit der klobigen Stiefelsohle berührt anstatt mit suchender Hand, braucht er sich nicht zu beschweren und keine Grimassen zu schneiden, wenn ein anderer kommt, der klüger ist als er.

Aber schwer ist es — schwer!

Müde stützt er sich aufs Fensterbrett und legt den Kopf auf die Hand. Die Uhr schlägt wieder. Da richtet sich Dr. Friedlieb auf. Seine Hand ist feucht. Zornig wischt er sie an seinem Rocke ab. Dann springt er energisch auf und zündet das Licht an.

Einen Bogen Papier nimmt er und schreibt darauf: 45 = 24.

"Na, da sieh hin, alter Herr! 45 = 24. Viel kannst du nicht mehr von Mathematik, aber das weisst du doch noch: 45 = 24 ist keine Gleichung. Da ist ja eine ganz erschreckliche Differenz von 21. Von einundzwanzig Jahren! Weisst du, was einundzwanzig Jahre sind im Menschenleben? Was das für eine Kluft ist? und dann guck mal in den Spiegel! Bilde dir ja nicht ein, du seist ein strammer Kerl, bei dem noch kein Härlein grau ist. Du hast rechts in der Kopfecke einen Ministerwinkel und links einen und auf dem Wirbel steht das Buschwerk schwach. Hast eine Warze an der linken Schläfe und einen in der Mitte geteilten Vollbart, der gar nicht modern ist. Hast überhaupt eine Visage, die dir selber nicht gefällt, viel weniger einer Frau. Und bist ein grober, klobiger, schnauziger, ruppiger Kerl, den jeder Ladenkommis mit seiner Höflichkeit aussticht. Der keinen Schritt tanzen, kein amüsantes Gespräch führen kann, dem keine Liebesritterlichkeit einfällt und wenn er nachdenkt, dass er schwitzt. Du und ein vierundzwanzigjähriges Mädchen! Etablier' dich als Erbonkel, und wenn du an Hochzeit denkst, dann sehne dich nach dem Ehrenposten eines Trauzeugen!"

So, jetzt war er fertig mit sich! Jetzt hatte er sich die Wahrheit gründlich gesagt. Jetzt musste er ruhig werden. Aber eine Viertelstunde später sass er wieder am Fenster und starrte in die Nacht hinaus.

Die Christel! Die Christel!

Das war ja nicht um das Mädel, das war ja um ihre liebe Seele.

Und immer kam die Hoffnung wieder. "Nein" hatte sie gesagt. "Nein, nein!" auf seine Frage, ob sie den Musikanten heiraten wolle. Aber so sprechen alle Mädchen, die ihre Liebe nicht verraten wollen. Der Christel war es wohl ernst mit ihrem Nein. Aber sie wollte den Musikanten nur deshalb nicht, weil sie die Eltern fürchtete. Ihre Liebe gehörte doch dem Fremden.

Eine Frau ohne Liebe wollte Dr. Friedlieb nicht, und Liebe — Frauenliebe, meinte er, könne er nie verdienen.

* * *

Indes war der, auf den sich des Doktors Neid richtete, einsamer als alle. Aeusserlich fehlte ihm nichts. Christels Fürsorge erriet all seine Wünsche. Sie verbesserte seine Kost, legte ihm heimlich Speck oder Schinken auf die Brotstullen, steckte ihm Zigarren in die Sonntagsjacke und suchte ihm die Arbeit zu erleichtern, wo sie konnte.

Der Musikant als armer Kerl glaubt das alles annehmen zu dürfen, aber eine rechte Freude hatte er daran nicht.

Abends, wenn er in seine Schlafkammer kam, fand er gewöhnlich unter seinem Kopfkissen ein paar auserlesen schöne Aepfel.

Er kannte die milde Hand, die sie hingelegt hatte, aber er segnete sich nicht und ass die Aepfel mit gutem Appetit, aber ohne Freude.

Einmal jedoch, als er sich wie immer im Finstern zu Bett gelegt hatte und wie gewohnt nach der rundlichen lezten Atzung griff, kam er erst ins Spucken und Schimpfen, dann aber lachte er laut und glücklich.

Er hatte in eine rohe Kartoffel gebissen.

Die hatte die Lore hingelegt.

An diesem Abend schlief er selig ein, und seine Träume waren sonnig und glücklich, waren voll Klang und silbernem Lachen.

Der düstere Abend der Pohlsdorfer Kirmes war längst vergessen. Lore hatte ihm gesagt, er müsse sich getäuscht haben, ein anderes Paar gesehen haben im unscheren Nachtlicht, denn sie sei von der Seite ihrer Begleiterin, der Fischer Selma, nicht gewichen. Das hatte schwere Last von seiner Seele genommen. Und doch kam alle

Tage neue Sorge. Alle Tage lachte die Lore mit irgendeinem jungen Menschen. Dann leuchtete ihr Gesichtlein, dann flatterten die blonden Haare um ihre weisse Stirn, und dem Burschen, mit dem sie sprach, glänzten die Augen.

Um die Christel kümmerte sich kein Mensch. Und auch Robert erlag dem blonden Zauber, und Lores rohe Kartoffel schmeckte ihm besser als Christels schöne Aepfel.

Er war oft ungerecht gegen das stille Mädchen und undankbar in seinem Herzen. Ihre Fürsorge war ihm lästig, weil er mehr und mehr zu dem Gedanken kam, sie sei in ihn verliebt. Auch der schlichte Mann will ja das Weib erobern, nicht finden. Ein paarmal war er ungeduldig, ungezogen gegen Christel. Wenn er daran dachte, sie heiraten zu sollen, fasste ihn ein tiefinnerer Schauer, den er nicht verstand, fasste es ihn wie Krankheit in der Seele, wie Entsetzen.

Unschlüssig, verwundert, ratlos war er oft.

Warum war sie so freundlich? Warum kam sie ihm so sehr entgegen? Oft, wenn er seine Mahlzeit hatte in der Küche, merkte er gar wohl, wie ihre Augen an ihm hingen? Dann überlief es ihn kalt, und schwere Unruhe überkam ihn.

Was wollte sie? Sie war ein reiches Mädchen. Bekam sie sonst keinen? Oder warum gefiel er ihr so? Er wollte nicht, dass er ihr gefiel, er wollte ihre Fürsorge nicht mehr, er wollte lieber hungern, ohne diese Liebe, die ihm widerstand.

Gut, dass er ihr das silberne Herzchen damals nicht gegeben hatte, gut, dass er es der Lore geschenkt hatte, die es freilich noch nie getragen hatte, nicht einmal am Wochentag.

Als der November zur Neige ging, war Christel plötzlich verändert. War noch stiller und um einen Schein blasser. Steckte ihm nichts mehr zu, legte ihm keine Aepfel unter das Kopfkissen, wurde flammend rot, wenn er sie traf und ging ihm aus dem Wege. Ganz verwirrt war sie. Er hatte sie beleidigt. Das tat ihm leid, denn gut war sie, gut und lieb. Auch hübsch, wenn er es recht bedachte. Nur, dass er sie nicht lieben konnte, nicht so wie die Lore.

Sie war wohl eifersüchtig?

Immer ratloser wurde er, immer einsamer.

Da, als er einmal allein beim Abendbrot sass, kam sie wieder und setzte sich ihm gegenüber. Sie war blass und musste sich Mühe geben zu reden.

"Ich möchte mich einmal aussprechen mit Ihnen, Robert. Ich habe Zutrauen zu Ihnen, und ich weiss wohl, dass Sie mich nicht verraten werden, wenn ich Ihnen etwas anvertraue."

"Ja—ja—natürlich nicht!" würgte er heraus.

"Ich bin — sehr unglücklich. Sehen Sie, ich bin jetzt vierundzwanzig Jahre alt. Wenn mein Bruder Berthold vom Militär zurückkommt, wird er wahrscheinlich heiraten und die Wirtschaft übernehmen. Die Eltern gehen dann in den Auszug, und ich bin hier übrig. Ich muss dann fort. Neben einer jungen Frau hätte ich keinen Platz. Ich muss dann in ein fremdes Haus in Stellung, denn bei den Eltern will ich nicht bleiben. Das wird mir schwer werden. Am besten wär' es für mich gewesen, ich hätte auch heiraten können."

Robert wurde blass. Jetzt musste es kommen. Sie sah ihn ruhig an und fuhr fort:

"Aber ich kann nicht heiraten, denn es gibt nur einen einzigen Mann auf der Welt, mit dem ich glücklich sein würde, und der denkt nicht ans Heiraten. Dieser Mann ist Doktor Friedlieb."

"Der — der Doktor —"

Er starrte sie an.

"Ja! Ich weiss, dass es töricht von mir ist. Er hat keine Frau gefunden, die ihm gefiel, bis in seine vierziger Jahre; was sollte er an mir schlichtem Mädel Gefallen haben? Aber ich wollte es Ihnen aus einem bestimmten Grunde sagen, Robert. Ich möchte keinen anderen Mann auf der Welt als den Doktor Friedlieb. Und weil ich ihn nicht haben kann, werde ich niemals heiraten."

Er starrte sie noch immer sprachlos an.

Sie stand auf und reichte ihm die Hand.

"Das alles habe ich Ihnen im Vertrauen gesagt, Robert. Sie sollen mich immer verstehen. Sie sollen wissen, dass ich nicht glücklich bin, und wenn ich ein paar Kleinigkeiten für Sie tue, dann sollen Sie es nicht falsch auffassen, sondern bloss denken: sie tut's, weil sie nicht glücklich ist und ich auch nicht."

Da sah er, dass sie ihn durchschaut habe. Scham und Bestürzung fassten ihn heftig.

"Christel — ich bin — ich wusste nicht — ich bin schlecht! Ich schäme mich!"

Sie lächelte und schüttelte den Kopf.

"Nein, nein, Robert! Sie sollen bloss immer daran denken, dass wir Freunde sind, die besten Freunde!"

Sie nickte ihm noch zu und ging hinaus.

* * *

ELFTES KAPITEL

Seit jenem Tage hatte er eine tiefe Verehrung für Christel. Er war glücklich, wenn er ihr einen Dienst erweisen konnte, und nahm ihre Guttaten mit ehrfürchiger Dankbarkeit an. Ja, als die Lore einmal über ihn und Christel witzelte, fuhr er sie zornig an. Das hatte freilich keinen besseren Erfolg, als dass sich das lose Mädchen vornahm, ihn häufiger als je mit dieser Sache zu necken.

Da kam es so weit, dass er eines Tages zu ihr sagte:

"Fräulein Lore, Ihnen scheint es leider gleich zu sein, ob und wegen wem die Leute von Ihnen reden. Christel ist das nicht egal und mir auch nicht! Sie ist die Tochter meines Herrn, und ich bin ein armer Mensch, und gespöttelt zu werden, dazu sind wir nicht da. Das merken Sie sich."

(Fortsetzung folgt)

MARIENBOTE

CATHOLIC FAMILY MONTHLY JOURNAL

Vol. XII. August, 1944. No. 11.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. — Subscription: $1.00 a year.

Between you and me . . .

★ Nowadays almost everybody is talking about reconstruction, about plans for the future. I just wonder how many are planning for the future which will extend into eternity. There are some. Just the other day, we heard of another last will which provided for the education of young men for the priesthood, by donating a sum of money to the Scholasticate at Battleford. Such a donation brings rich dividends for the donator, for the students, and for those who will be under their care after ordination. There is, perhaps, no other form of financial investment which can help us so much after we are dead. We can think of nothing more typically Catholic than to make the student burse an heir in our last will.

★ In his interesting article, "Mother, God May Want Your Boy!", Rev. Father W. Hannan, O.F.M. Cap., gives both fathers and mothers a few examples on how God calls boys to His holy priesthood.

★ This month our Scholastic Brother introduces us to the Juniorate and to the Juniors who are already beginning their preparation for the priesthood.

★ To His Excellency, the Most Reverend Bishop Philip Francis Pocock, the new Bishop of Saskatoon, we extend sincerest congratulations and a hearty welcome to the West. We can assure him of our willing cooperation and loyalty in his apostolic work.

★ "Yearning Through the Years" is a fitting sequel to the seasonal thought for this month. This story of "the road to the Church" has its setting in Vancouver, which apparently is a favourite spot for John Patrick Gillese, who has already given us many stories about his life there.

★ I just wonder how many have ever stopped to think about such prosaic things as hands and the stories which they could tell us. What have we that reflects our character and work more expressively? Rev. I. O'Brien, O.F.M., in his booklet entitled "Hands", has put on paper a very fine description of the hands we see in daily life—our own as well as those of others.

★ Now that the war has entered upon a terrible, bloody phase, people again ask themselves why God permits such wholesale destruction, such useless killing. "Does God Scandalize You?" places the onus of the war on the real culprits—ourselves. At the same time, the author points out that it is man's war and not God's—therefore, let man see to it if he wishes to stop it.

★ Beginning in the next issue of the Marienbote, we will again have as a regular feature the Missionary Association of Mary Immaculate's News and Notes. It had been our intention to reintroduce it in this issue, but unfortunately it had to be postponed. Through the medium of these articles, we hope to interest an ever widening circle of Marienbote and Oblate friends, in this lay-apostle movement. Our Holy Father the Pope, as well as Bishops throughout the world, have encouraged such Catholic Action movements and have given them many exceptional privileges and blessings.

Seasonal Thoughts

On the Road to the Church

Reason compels us to believe in the existence of a Creator. To deny this, is to assert that this wonderful world, and we ourselves, with our faculties of intellect, of memory, and of will, are the results of blind chance. The law and order that we see in the universe speak to us no less clearly of an Intelligence directing it. Even if we say that things came to be what they are by the action of some "law"—whether it be evolution or selection, or what you will—there must have been some Intelligence which so ordered the nature of things from the beginning.

Conscience (or the moral sense) likewise testifies to Him; for how otherwise are we to account for our knowledge of right and wrong, good and evil, and our ideas of sympathy, charity, duty, justice, mercy. Every time we use the word "ought", we imply that there is some law, beyond and above our own desires and wills, which obliges and commands our voluntary choice. That law is what we call the Holy Will of God.

If the existence of a God Who cares for us be granted, it follows that He must be knowable in some way, and that it is surely our duty, as His creatures, to seek Him. If He wills our good, He cannot be supposed to have left us without the necessary knowledge of Himself and access to Him. Since we owe Him everything, we are bound to acknowledge this dependence by rendering Him love, service and devotion.

How are we to render Him this tribute, unless He reveal Himself in some way to us?

History itself testifies that God revealed Himself in many ways—latterly in Jesus Christ and His living Church. It testifies Jesus Christ to be true God and true man, to have lived and died, to have preached the Gospel, and to have founded a Church. It further testifies that He made this Church to be the custodian, and the only authoritative exponent of His Gospel; to be the means of perpetuating the good news concerning Himself to the end of time, and of conveying it to the ends of the earth.

He promised this Church to be not only One, Holy, Catholic (Universal), and Apostolic, but also to have the special assistance of His Holy Spirit. He declared that He would be with it always, even to the end of the world. This gift of the Holy Spirit was bestowed on the day of Pentecost. In consequence of this divine assistance, the Church is of necessity infallible, and cannot err in any decision concerning faith or morals. The Catholic Church, therefore, alone possesses the teachings of Christ, the apostolic traditions and the true Faith.

This Catholic Church claims that the Catholic Faith is the revelation of God, offering as it does a perfectly reasonable and sufficient knowledge of the eternal God, and of man's relation to Him. The Catholic religion furthermore is the only one that enables us to worship God in a way worthy of Him and pleasing to Him.

The Catholic faith teaches us that God has made Himself knowable to mankind, especially by assuming the nature of man in the person of Jesus Christ, and not knowable only, but lovable and adorable also. Jesus Christ is truly the "Light of the World."

The Catholic faith teaches that Almighty God foresaw the fall of man that would ensue from the abuse of free will. In His mercy, therefore, He provided that through the Incarnation He would Himself make the atonement due to His infinite Justice for our sins, and would Him-

self pay the price of our redemption. All that He demands is that we should rightly accept Him as our Saviour, and love, serve, obey and worship Him.

Now all this being so, since the Holy Spirit is to be with the Catholic Church till the consummation of the world, He must be with it at the present moment. Consequently those who call themselves Christians, yet resist against the dictate of conscience the claims of the Catholic Church, resist also the Holy Spirit of God, Who guides and governs it. They are in heresy or schism. The Catholic Church acknowledges as her own, all those men and women who, desiring to please God, are living good lives and acting up to their conscience, and who are only outside the visible unity of the One Faith through invincible ignorance of the Church's authority.

The Catholic Church, then, we believe to be the only authorized guardian, exponent, and interpreter of the Gospel; and the ordinary channel by which the graces and help which were promised by our Lord are ministered to men.

It bids us offer supreme worship to God alone, and in a secondary way (but in a secondary way only) it charges us to render honor to the Blessed Virgin Mary as His Mother, and to the Saints as His chosen servants, and to seek their intercession.

The Catholic Church tells us that God has not only made Himself knowable, lovable, and adorable, in His Incarnation, but also lovable, adorable, and accessible in many ways, and above all, in the Blessed Sacrament of the Altar, and that in this way He is truly Emmanuel or "God with us."

Jesus Christ had in view this institution of the Blessed Eucharist, this real Presence of Himself amongst us, when in that wonderful discourse recorded in the 6th chapter of St. John's Gospel, He repeatedly invited us to communion with Him, saying: "I am the Living Bread which came down from heaven. If any man eat this Bread he shall live forever: and the Bread that I will give is My Flesh for the life of the world"; when He said: "Except you eat the Flesh of the Son of Man, and drink His Blood, you shall not have life in you"; and yet again: "He that eateth My Flesh and drinketh My Blood abideth in Me and I in him."

The first Protestants were those of whom it is recorded that after hearing this, "many of His disciples went back and walked no more with Him."

The Presence of God on our altar is the reason for all the ritual (the incense, the music, the vestments, the bending of the knee), that strangers observe in our services. We offer Him the best we have, realizing all the while that nothing is good enough for Him.

In Holy Mass the Catholic believes there is daily renewed amongst us the great Sacrifice made on Calvary, that Jesus Christ is there at the altar both as Priest and Victim, making propitiation for the sins of the world; and that in Holy Mass is fulfilled the prophecy made by the last of the prophets (Malachi, 1, 2): "From the rising of the sun to the going down, My Name is great among the Gentiles, and in every place there is sacrifice, and there is offered to My Name a clean oblation."

This was the great act of worship offered up throughout the Christian world until the days of the so-called Reformation, when many people were robbed of their heritage of Faith.

May God in His Mercy help all earnest inquirers, and bring them into His Church, the Church of our Catholic forefathers, which is the one fold of the one Shepherd. So will they receive consolation in this world, and eternal happiness in the next.

SUNSHINE OR SHADE

I would rather walk on a cloudy day
Than when the sun shines bright,
Especially if I cannot reach
The journey's end till night.

It seems less hard to travel the road
On a cool and cloudy day:
And lighter to bear a burden's load
Than in the heat of day.

The same is true of our inner lives,—
Not the happy and peaceful days
But those that are full of bitter strife,
Are often the shortest way

To the Holy City, Jerusalem,
To our home beyond the stars:
Where Christ reigns ever amid His own,
Where the saints and the angels are.

—Prairie Blossoms.

Mother, God May Want Your Boy!

Peering into his future, do you cherish the exalted vision that some day he'll stand at the altar—another Christ?

By WERNER HANNAN, O.F.M. Cap.

Come Follow Me!

It seems only yesterday that little Billy graduated from his three-cornered sarong. But now he rules the intellectual roost in 4-B at St. Ann's school. From the first sparkle of reason Billy gave great promise. And you, his mother, beamed benevolently with a pride that God would not deny to any mother.

In those early years Billy's ambitions amazed you. You felt, at times, as though he were giving your mind a ride on a surfboard—especially that night in the living room when Billy unabashedly said he wanted to be a garbageman. The gay cavalier air of the workers as they went from door to door, banging the cans with opulent gusto, delighted his boyish heart.

With another year's wisdom stored in his lockers, however, Billy had shifted to a streetcar conductor. He liked the sharp friendly clink of the conductor's coin box.

Another year, and Billy had gone all-out for embalmers. There were times, mother, when you felt you should put your foot down once and for all—but you let Billy dream.

Mother Too Dreams

All the while, you had been building castles of your own. You pictured your boy in the chair of a bank president luxuriously swiveling to right and left; or as an eminent surgeon battling at the crossroads of life and death; or as a lawyer at the bar, eloquently pleading the cause of justice.



Perhaps another and loftier dream tugged at the fringes of your fancy. You may have pictured your boy garbed in alb and chasuble, standing at the altar of God. If you did so, and peered into the heart of your boy to learn his reaction, may you be blessed; you are a true Catholic mother. If the press of other duties has found you nodding at the switch, there's no time like the present to take inventory of your past.

God in His eternal decree may have handpicked your Billy to labor in His ministry. But God may be holding that decree in abeyance until you prepare the ground.

Ever since God created mothers and sons, mother has played a major role in forming vocations.

Monica and Augustine: Alice and Bernard

St. Monica, mother of St. Augustine, prayed for her wayward son 33 years before he heard the call to Christianity and to the priesthod. All during those fateful years Monica lived on her knees. Augustine lay chained to sins of the flesh. "Make me pure, O God," he exclaimed, "but not yet." Unable to check the reckless course of her son, Monica might have had visions of despair; but the kneeling bench supported her spirit as well as her body.

The climax to those years of prayer came in Milan when St. Ambrose baptized the future St. Augustine, and later when Monica watched her boy marching to the altar. Her dream come true, she left her priest-son and took up residence with her Priest-Redeemer.

* * *

Blessed Alice of Montbar, mother of St. Bernard, comes forth in answer to the Book of Proverbs' question: "Who shall find a valiant woman?" To discover the stature of a mother we look at the stature of her children. Alice of Montbar accordingly takes on a most lofty stature. Her six sons put on the monk's habit at Clairvaux; her

only daughter consecrated herself as a spouse of Christ.

What an education these children received! Their only professor was Blessed Alice; their only schoolhouse was their home. What a faculty! What a university! Little wonder that an abbot once said of her, "I learned more religion from this woman ... than I ever learned from masters of novices, abbots, religious instructors or pious books."

Perhaps this little story may give us the best cue to her sanctity.

She had been visiting a small girl for some time, when one day the girl said to her, "Why don't you come attended by some handsome squire? Or accompanied by some bold knight? Great beautiful ladies like you should have great beautiful escorts."

Alice bathed the little girl in one of her warm radiant smiles, saying, "Sweetheart mine, I am escorted by the grandest Knight in all the world; One that you must come to know and love."

"Where is He?" questioned the child.

"Right in here," answered Alice, pointing to her heart. In the same strain she continued, "I go with God to do the work of God. I want Him alone to see it."

Obviously the child followed neither the words nor the meaning; but she did exclaim, "What is the work of God?"

To which Alice replied, "You, my child; you are the work of God. For whatever I do to you, the least of His little ones, I do to Him."

The secret of this great mother's success lay not so much in prayers and penances but rather in doing the will of God with ease and joy.

* * *

Guides to Sainthood

Likewise to his mother must St. Alphonsus Liguori bow his knee in tribute. Donna Anna was a member of the "old school" type of mother. A sworn enemy of luxury and worldliness, she introduced her seven children to Christ almost before they could lisp His holy name. She fasted till her dying day, practicing austerities worthy of the cloister. Every day she recited the canonical hours of the breviary.

Soon after Alphonsus' birth, St. Francis Jerome visited the Liguori home. He took the little bundle into his arms like another Simeon, blessed him and predicted that he would be a shining gem in the Church. Alphonsus' father had envisioned a worldly career for his first-born —and it would take more than a Jesuit's prophecy to stifle that vision.

But Donna Anna, deeply affected by the prophecy, promised herself that from the dawn of reason the boy's heart should be given to God. Fifty-two years after Alphonsus' death the universal Church put its stamp of approval on Donna Anna's work by declaring her son a canonized saint.

* * *

In much the same way St. Francis of Assisi first learned of the mysteries of God from the lips of his saintly mother Madonna Pica.

Blanche of Castile guided the first baby steps of a royal child along God's highway. History reveres that child as St. Louis, king of France.

One day St. Paul of the Cross looked at a crucifix and said to his mother, "Mamma, what does it mean?"

"My little one," she answered, "it means that God loved you and came on earth to die for you."

From that moment on, Paul's mother became a sort of apostolic preacher, expounding the mysteries of faith to her son—who later became one of the glories of the Church by founding the Passionists.

* * *

Little Things Can Turn The Tide

Remember, mother, that your job is not to initiate vocation classes in your domestic household. The essential thing is to suggest to your boy the beauty of service in God's ministry. Simply a word or phrase, properly timed, may unearth a world you never dreamed of. These little things can turn the tide one way or the other. In many cases little things turned the tide toward God.

At the present time a young seminarian is studying in Pennsylvania. Every year brings him closer to his goal. Although he began his studies with the priesthood in view, his ideas of the priestly state were then rather quaint. He wanted to be a priest because he harbored an infinite affection for ice cream and chicken—and he had learned from his grandfather that priests dined on ice cream and chicken every Sunday.

A priest is now doing excellent parish work in Washington, D.C., because years and years ago he saw a chance to get out of work—and took it. A clerk in his father's grocery store, he found his initiative for sport and high jinks severely curtailed. So he kept an eye peeled for anything which might possibly drag him from behind the counter out into the playing field.

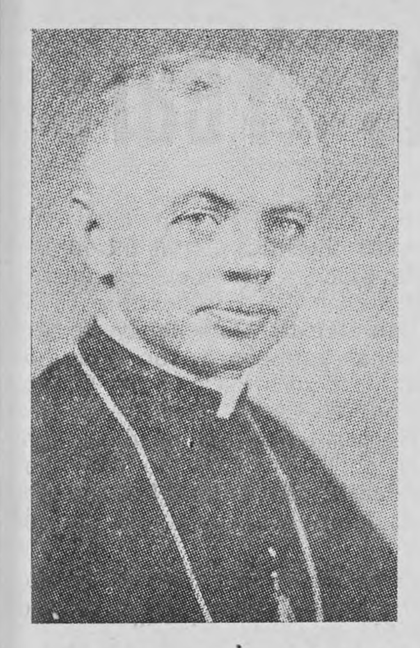
One day he heard that a retreat was to be given in a not-too-distant city. His spirit had

(Continued on page 36)

PRAIRIE BLOSSOMS

Flowers on the prairies
Fragrant and sweet,
Scattered by millions
Low at our feet!
While breezes are wafting
Your perfume afar:
How perfectly lovely
And charming you are!

—Prairie Blossoms.



It was but a short while ago that the Holy See announced the selection of the new Bishop of Saskatoon. Within the past few weeks the consecration and enthronization of His Excellency, the Most Reverend Philip Francis Pocock took place. Today the Bishop is in the midst of his new field of labor.

Westerners, who remember the difficult times during which the Diocese of Saskatoon was established and who have witnessed its steady, solid growth under Bishop G. Murray, C.Ss.R., now Archbishop-Coadjutor of Winnipeg, will be further encouraged to note with what zeal, generosity and energy the new Bishop has assumed the guardianship of the Faith in his diocese. The priests and the people of the Saskatoon Diocese will easily find in their new Bishop that leadership which they will need in the days to come.

We extend to His Excellency, the Most Rev. Bishop Philip Francis Pocock, our sincerest congratulations and assure him of our utmost in loyalty, love and devotion. That the blessing of God may always be upon him, his people and his work, is the prayer in which we gladly join with his many friends and well-wishers.

A Letter

from a Scholastic Brother

Dear Friends:

Is it always true that "absence makes the heart grow fonder"? Certainly now that the Juniors have gone home for the summer months, my thoughts frequently turn in their direction and I wonder a great deal about them. I cannot say that I worry about them. Why should I? They have had the best of training that our Oblate Fathers here in the Juniorate could give them and if they but make the slightest effort to build on that foundation then they will have no need to fear what the future may bring them. Why then do I think of them? Is it the unaccustomed silence that reigns throughout the house, which noiselessly brings them to my mind? It may well be this, for though we are busy with our daily work and routine, yet we are not that busy that we are unaware of the silence which settled down as the last desk-tops were slammed shut, and the last Junior shouted: "Be good, Frank; see you after the holidays!"

Perhaps the silence has something to do with it but I rather believe that it is the thought of the coming school-year that makes me think of them. Having thoroughly enjoyed their presence during the past year, I always look forward to each new school-year which invariably brings a few new faces. It is really too bad that our Juniorate space is so limited. Many a boy with a desire of studying for the priesthood has had to wait for his turn. Why do I wish to see more boys in the Juniorate? It is because I look upon them as being in some way members of our own Oblate religious family, and because I look upon these students as being younger members of our Missionary Congregation. And that is also why I prefer calling them by the traditional Oblate name of "Junior".

You, perhaps, already know that the Scholasticate and the Juniorate occupy separate portions of the main building "on the hill". The daily program of the Junior is somewhat similar to that of our own, but it is adapted to their own particular requirements. Their hours of rising, morning service, study, classes, etc., vary but little from our own. In fact, their whole training is such that it gradually prepares the Junior for the time when he can take his place in the "other part" of the house.

Of course, this program is not all study. They have their regular recreations with opportunities for playing any kind of game. "Bush Leagues" have always been great favourites amongst the boys. Besides the inter-class games, Juniorate teams are always formed to represent the Juniorate in any "outside" league. The Juniors are justly proud of their success in these outside series during the past years.

Perhaps you are wondering why my "thoughts" are so general, why I do not tell you of the different specific activities, or of their superior, of the prefects and the staff? Wait but a while; all that is going to come. There will be many an issue of the Marienbote which will bring you more information about our Juniors and the Juniorate.

In the meantime, though, I hope that your thoughts as well as mine, turn sometimes to prayer that these boys who have a well-intentioned and well-planted Juniorate seed may, with God's Grace, have it bud and grow into a truly religious and scholasticate life.

Sincerely yours in J.C. and M.I.,

An Oblate Scholastic Brother.

Yearning through the Years

Jim Lewis was a realist—he said. He didn't believe in God or religion; he just believed in "an order of things." He worked on the same paper with me in old Vancouver—where the sea is sunny and blue, and fragrant white roses climb over every garden wall. Sunday mornings he'd dig around those roses. He loved them so. I'd come out of my house early and he'd squint at me, a little brier in his mouth, the summer breeze moving his white drill pants. He was a handsome guy, but there was something in his eyes—a yearning, a mockery, a mixture of both. I never could tell.

"Where are you going, Johnny?" He always asked that.

"To Mass."

"What for?"

I tried to talk to him in language he'd understand. "To talk to the One who sent me here, Jim. Tell Him what I did with my time this week. Ask Him if there's anything particular He'd like me to do this coming week."

"And I suppose He tells you?"

"Sometimes He does."

Jim's lips were parted—half in bewilderment, half in pity. "You hear voices?"

"Sometimes. Inside me."

Jim went back to his digging. "Funny," he muttered. "You're normal all the rest of the week."

★ ★ ★

I remember it was autumn, and the blue smoke from fires on the island made trails across Vancouver. A Sunday morning, the sun too bright, and Jim cleaning fallen leaves from around his beloved roses.

"Johnny . . ." He leaned against a post to talk, his eyes searching for something. "Johnny, if you weren't Irish you wouldn't believe it, would you? You're too smart. But because you Irish hang onto traditions . . ."

I grinned at him. "That's where you're wrong, Jim."

"But you just believe what a priest tells you! If you don't, tell me—convince me I've got a soul. And don't quote something a priest told you! I want you to tell me how you know."

The wind came in from the sea and slapped his open shirt neck. He looked like a boy, his hair blowing in the wind.

"Well, here's one way I figured it out, Jim. You think because you can't see or touch a soul that there's nothing there. But take a thought, for instance. Isn't it something just as intangible? There's no flesh or blood to it. You can destroy anything with substance. It's impossible to destroy something immaterial. So when your body dies and decays, what happens to the intangible part? Indestructible, it goes back to the Creator from Whom it came."

"Hmm . . ." He scratched his head thoughtfully. "Well, all right! But how do you know there's a life after death? An animal has thoughts too! How do you know we don't just die like animals?"

I looked at his rosebushes and the well worked soil he was heaping around them. "Jim, how do you know they'll bloom next spring?"

"A law of nature."

"Yeah. Jim, did you ever figure out that everything tells us there's life again? Day goes, night comes—soon there's a new morning. Spring comes and winter kills everything, but then there's spring again. Everything in nature seems to repeat itself. So with the soul—"

"Maybe it's reincarnation," said Jim slowly.

"You can see the connection. You can see how some men reasoned it out that far. But they had no means to go further, and their philosophy was hopelessly wrong." I looked at my wrist watch. "Jim, why don't you come to Mass with me?"

He looked alarmed. "Uh—oh heavens, I gotta get these roses spaded, Johnny!"

★ ★ ★

Nights we walked together down the avenue after a busy day on the paper. Jim spoke his thoughts aloud, especially when we passed a Catholic church where the shadows fell as from the walls of home.

"Johnny, if there's a God, isn't religion just a racket? Wouldn't God just expect us to do the best we could, without worrying ourselves sick because we sinned? How do we know it's a sin anyway?"

He was so hopelessly confused. I said gently, "Jim, surely even a pagan knows the difference between good and evil. Surely you can see that both forces exist?"

"I . . . don't say so," Jim replied stolidly.

"Well, look, chum. Aren't there two sides in a man? If you suddenly decided to murder me for my pay check, wouldn't something hold you back?"

"Yeah," said Jim. "I mightn't get as good a reporter for a partner again."

I laughed. I wonder now if it was at his joke.

"Jim, you can see sin about you. There's something evil about a snake; something inspiring about a lark. Good and evil are forces about you. Man lets one or the other influence him most. He has free will and he can choose. Because he chose to do so, the first man, Adam, weakened and committed sin. We have a heritage we must fight until the end of time. And to show generations to come their salvation, Christ instituted the Catholic Church."

Jim was thoughtful. "Johnny, nobody ever explained it to me like that before."

I walked along with a prayer in my heart. Jim tramped the streets beside me, his head bowed down.

He said slowly, "Johnny, if I ever join a church, it's going to be yours."

"Why?"

"I don't know for sure," he answered doggedly. "Because you go, I guess. And because ... well, because something tells me that where you get your philosophy must be the right place."

"Will you come next Sunday?"

"Yes. If you'll tell me a few things, so I won't look too silly."

But there was a fire on the east side that night. Jim and I rushed down to cover the blazing tenement, both of us with cameras. Shrieking hysterical women milled about on the streets. Firemen shot silver spray into the silver smoke.

Jim was in his element—fearless, daring. He leaped from top to top of buildings already in flames, getting his pictures.

A big bustling policeman edged up. "Hey, what're you doing, buddy? This guy a pal?"

"Beat it and leave us alone," Jim said. He wiped blood off my lips. "Johnny, can I help—"

"I wish you could say the rosary, Jim ..."

"That's ... something they do at Mass?" Jim asked. "If I could, Johnny, I'd say it here. If anybody laughed I'd choke it down their throats! The rosary ..."

His voice was fading away. The gravel stung in my cheek. The last thing I remembered, crazily, was Jim and the roses he loved so well.

They sent me to the mountains to recuperate, and Jim wrote to me often. He'd found out, he said, what the rosary really was.

His letters grew fewer, and he mentioned religion no more. It was two years before I returned to old Vancouver. The roses were blooming over every fence, and the world was a glad thing again.

When I walked into the editorial rooms he looked like a dazed man. Then he gave one war whoop and grabbed me.

The old man growled and said. "God help this poor sheet. My two prize lunatics are together again."

Going down the avenue with Jim I learned that he had slipped back to being a realist. He did not try to explain.

I did not chide. I did not question. I only said gently, "Jim, old boy, faith is a gift. Not something you can force, but something that comes from God ..."

In his eyes that old yearning sprang up. He opened his lips to question again; then his shoulders sagged wearily.

- - - by John Patrick Gillese

Down in the milling traffic I shot human-interest stuff. A woman who'd lost her child; two children who'd lost their mother.

Fire trucks screamed up to the scene. Little tots raced around blindly. A policeman yelled at them. From one side, a truck was bearing down on a little girl clutching a doll.

I made a dive to get her out of the way, and the whole of creation hit me in the side and slammed me down.

In a minute I was back, with Jim bending over me. Some cops had roped off breathing space. My chest was in agony. One side of my face had gravel in it. It felt like lights out.

"Take it easy, Johnny," Jim said. His face was white. "Take it easy, old man."

"The kid, Jim," I said. "The kid, Jim—"

"She's O.K., Johnny." Jim had his arm under my head. There was blood messing his clean suit.

"What're you doing tonight, Jim?"

"Going down to cover a communist meeting," he told me. He sensed a scoop.

I'd been told not to take it too hard for a start. So I gripped his hand at the door. "Next Sunday, Jim, will you come to Mass with me?"

He sighed. "Yes, Johnny," he said huskily. "I've been waiting to ..." He turned his head away. "I'd ... I'd have gone before—if you'd been here to tell me, Johnny."

I couldn't sleep that night. There was a premonition of sorrow in the air. Restless, smoking too quickly, I walked in his garden, musing over the way he tended his roses. Poor Jim! They were the most beautiful things he knew, because he had never known faith. The scent of them lay heavy on the wet night air.

I heard the telephone ringing before I reached the door. It shrilled sharply, insistently, ominously. My heart caught. I leaped for it.

"This is the Holy Name hospital. A James Lewis is here, critically wounded. He's been asking for you continuously. He was knifed in a waterfront brawl tonight."

I raced for the street and a taxi. I never knew till afterwards that the fight had started over religion. The communists, becoming violent over the stubbornness of the other longshoremen, dragged their old scapegoat into the quarrel. When a dock rat next to Jim hurled some insults at Mary the Mother of God, Jim hurled a haymaker at his jaw.

He was resting quietly when I got there. His eyes were closed, heavy with shadow, but he wasn't sleeping. He lay limply under the white sheets. His face was ashen.

"Jim ... my old pal ..." All I could remember was the streets we'd tramped together, the years we'd shared. The memories—the eternal haunting memories that come from the soul, that never die ...

The pale lids opened. A wry grin touched his lips. "Johnny—look what I did now ..."

"Jim, you'll make it yet—"

"Ught-ah." He shook his head, still smiling faintly. "I know, Johnny ..." His eyes closed again; his breathing rasped. "Johnny? Put your arm under my head ... would you?"

I could only remember in pain.

"Johnny ..." His voice was a whisper. "What does God do to guys like me?"

What could I say to a guy like him? "Jim, when you get up—He'll be so glad to see you ..."

The wan lips smiled a little again. "Johnny—I do believe now ... and not just because I'm dying... I knew it tonight... That's why I couldn't stand to hear anything said ... about His mother, Johnny, whatever He does to me, I won't complain. Maybe He'll never know it—but if I'd had another chance ... Johnny?"

"Yes, Jim."

"Remember that night you got hurt? You wanted me to say the rosary."

"I'll never forget, Jim."

"Well, I learned it. I thought, some day ... some day you might need me to say it again ..."

"I will anyway, Jim."

His voice was very faint. "Will you say it with me now, Johnny? The way we did everything together ..."

There was a pitcher at hand. Pouring the water on his forehead, I whispered salvation's words: "I baptize thee in the name of the Father and of the Son and of the Holy Ghost."

"Johnny!" His breath was eager; his face lighted up. "The rosary!" he whispered, his eyes glued shut. "Johnny ... I can see it! Each prayer a rose upon a string ... Johnny, roses across the sky!"

He had his head against my shoulder. We started the rosary together ...

I finished it alone.

That was my last summer in old Vancouver, where white roses grew neglected over a garden wall.

Oblate Notes . . .

Very Reverend Father J. Boekenfoehr, O.M.I., Provincial of St. Mary's Province of Regina, has announced the following appointments:

Rev. Fr. A. Herter, O.M.I., from Fairview, Alta., to St. Mary's Province, as professor of moral theology, at Battleford, Sask.

Rev. Fr. J. Schickler, O.M.I., from St. Joseph's, Winnipeg, Man., to the Grouard Vicariate, as pastor of Fairview, Alta.

Rev. Fr. F. Nadeau, O.M.I., from Eastern Canadian Province, to the Battleford House of Studies.

Rev. Fr. Thos. Schnerch, O.M.I., to Macklin, Sask.

Rev. Fr. Ph. Funke, O.M.I., to Barthel, Sask.

Rev. Fr. J. Boening, O.M.I., to Battleford missions.

Rev. Fr. H. Krawitz, O.M.I., to Primate, Sask. Fr. Krawitz retains the editorship of the Marienbote.

Rev. Fr. J. Riedinger, O.M.I., to Killaly, Sask.

Rev. Fr. J. Fuchs, O.M.I., to Blumenfeld, Sask.

Rev. Fr. J. Watchel, O.M.I., pastor of the new (St. John's) Krassna-Rosenthal parish.

Rev. Fr. A. Riffel, O.M.I., pastor of St. Mary's parish, Regina.

Rev. Fr. J. Peters, O.M.I., general manager of Marian Press.

Rev. Fr. Ch. Ackermann, O.M.I., pastor of Denzil, Sask.

Rev. Fr. H. Kelz, O.M.I., superior of St. Charles, Man., and district, and master of novices.

Rev. Fr. Peter Riffel, O.M.I., provincial bursar.

Rev. Fr. C. J. Holick, O.M.I., superior of the Rama district.

Rev. Ph. Engele, O.M.I., summer course at University of Sask.

Rev. Bro. F. Schnurr, to University seminary in Ottawa.

Captain N. Warnke, O.M.I., is now overseas.

Rev. J. Sajewicz, O.M.I., who is now a Polish camp chaplain in East Africa, sends word that he is doing fine despite the excessive heat and tiring work. He wishes to be remembered to all the Fathers, Brothers and friends.

Men's Hands



Perhaps somebody somewhere has written about men's hands. I do not know. But if no one has, then a world of thoughts and dreams has been left unmapped. And I hope that when the epic comes to be written, it will be written by a woman — by a woman who has loved and sacrificed, who has wept and smiled and kept silence.

The hands are, in reality, the person. Mask the face, and all emotions are hidden. But glove the hands, and they still twitch and reach, still close over the victim or open to set the wild bird free. If we could see their history written on every pair of hands that we observe, we would probably be startled beyond speech. From some, we would draw back in horror; others we would press to our lips and dampen with our tears.

There are the hands of the murderer — red, fearful, twitching — hands that in the darkness reached out and closed on a victim, bringing to it terror, agony and death. Can they ever be washed again?

There are the hands of the thief — delicate, sensitive, eager — forever toying with anything within their reach. Had they been properly controlled, they could have won for their possessor honor and riches, but they have used darkness and the forbidden tool as the instruments of their expression. And at length they will come to play aimlessly with the bars of their prison and the lock of their cell.

And there are the impure hands — frequently so soft, white, perfumed — from which we turn in loathing deeper than ever we could feel for the white, scaly hand of the leper. Ere age has wrinkled them, these hands will be palsied and swollen, laying the slime of the snake on all that they touch.

But there are other hands — hands that denote life and strength and beauty: the surgeon's, tapering, strong, kind, that know the secrets of the body and can use them for the body's salvation; the musician's, large, supple, quick, that reach down into the soul and pluck the chords of love and pathos and courage; the artist's, light, steady, selective, that caress the face of nature till they know each line and feature, that shake the dust from the robe of sunset and distill the purple in the shadow-pools of the woods. There are the hands of the priest, wise with the guidance of heaven and strong with the strength of divinity — hands that wash from the soul of the babe the earth-dust that it gathered on the journey; hands that rinse again and again from the soul of the sinner the stains of later falls; hands that every morning appear on the top of Calvary bearing aloft a White Body from which has run to the chalice below the Blood that has washed in red tides round the earth for two thousand years, purifying mankind, Itself remaining pure.

These are some of the hands of men who serve mankind. But there are still others, to which we often in a sense come closer: the broken hands, the maimed hands, the hands jeweled with callouses of hidden, humble work — hands the world shall never know, but which shall one day be folded on a sunken breast and shine for all eternity. They are the hands of soldiers that faced death in the gray foggy dawn that the rest of us might be secure; they are the hands of the father that grasped the spade every morning, and held it through all the silent years; they are the hands of the sick that, white and moist with pain, tugged at a bed-spread through the long minutes of a night of agony.

Two pairs of hands are especially dear to me: the hands of infancy and the hands of age. As I look at children's hands, I often wonder what is in store for them: fresh and soft, they do not know as yet the touch of sin. Are they to remain clean and strong, or are they to dip into crime and uncleanliness? Shall they advance through life carrying the standard of honor high, in spite of all temptations? It is not given to us to see; but I often think how sadly their Father in heaven must look down on baby hands, now stretched to Him so lovingly and trustingly, perhaps one day to be clenched in defiance of Him.

And the hands of the old: those gnarled, rugged, faithful hands, that never sinned but they were lifted aloft again in humble supplication; hands that were numbed with pain themselves, but were ever ready to help others in pain. Old hands they are now, wrinkled and puckered and worn and shaky;

but they were smooth once, and strong, and beautiful. One morning long ago they clasped other hands before an altar and vowed love and honor and fidelity—a trust they have ever kept. Through the years they have clasped other hands in last farewells; have closed, one by one, the caskets of their dead loves. It is these old, faithful hands, lonely now for the vanished touch, but lovely for the faith they have kept and the kindness they have shown — it is these old hands I most venerate.

—"Hands" by Rev. I. O'Brien, O.F.M., St. Anthony's Guild.



We are asked to remember in our prayers, Rev. Father Lutz, O.M.I., who peacefully passed away at Macklin, Sask., on Thursday, July 27th, 1944.

Mother, God May Want Your Boy!

(Continued from page 30)

dropped so low that even the "horrors" of a retreat had some sort of appeal to his boyish nature—that is, the prospect of three workless days was too great a boon to curl the lip at. So the youngster traveled. The contacts he made there opened his eyes. A few inquiries paved the way. Before the boy had time to scream for mercy, he was ploughing through the Greek alphabet as a remote preparation for the care of souls.

Another boy worked in a CCC camp. He had noted the excellent work of the camp's Catholic chaplain; and somehow the thought kept running through his mind, "Gee, it'd be nice if I could be a priest'" Time went by.

Waiting for a bus one day, he noticed the black suit and black tie of a seminarian. He walked up and introduced himself. The seminarian, genial and bubbling with enthusiasm, ad-libbed a lively eulogy of the priesthood.

A few months later the CCC camper and the seminarian were studying together—in the same seminary, in the same class. Within another year both boys will be donning the alb and chasuble for Mass.

A Vocation—To Pick Out Priests

Little things, mother, started the ball rolling. And you can do the same.

Christmas is the A-No. 1 event of any child's "liturgical" year. Now, mother, tell Johnny or Tommy that every day can be Christmas if he becomes a priest. How? Because every morning at the holy sacrifice of the Mass the priest cradles in his hands the Body of Christ.

You might lay stress on the beauty of service in God's militia, on the priest's tremendous power for good—e.g., in creating new citizens for heaven through baptism; in distributing Christ as Holy Communion; in lifting his absolving hand over the penitent soul in confession; in anointing the dying through extreme unction; in witnessing the union of husband and wife through matrimony.

You may strike the fertile ground by introducing your boy to some great priests of the Church. For example, the Cure of Ars. This zealous French priest—who often sat in the confessional for as many as 20 of the day's 24 hours—is surely a worthy model for every seminarian, future as well as present. Nor would the loving heart of St. Francis de Sales fail as a spirited ideal. To the lad who yearns for adventure, suggest the heroic figure of St. Francis Xavier who travelled around the globe five times, baptizing over a million and a half souls.

Mother, your opportunities are golden. A word today may result in seeing your son at God's altar tomorrow. Close to the heart of Christ stands every priest. And next to the priest, the mother of the priest. Christ loves the mother of a priest because He loves His own Mother who gave the world its First Great Priest.

You too have a vocation, mother—to pick out workers for the vineyard!

Do you know that - - -

★ Just lately we read of a news report ascribed to Father Doherty, of St. Paul, Minn., wherein he quotes a seventeen-year-old girl as making this pertinent observation: "I am only seventeen but . . . there is something radically wrong with the English town which adopted Nora Carpenter, because she became the proud mother of illegitimate quadruplets; with the hundreds of people who showered her with presents and admiration . . ."

Does God Scandalize You?

Walter Sullivan, O.S.B.

It is not an uncommon thing to meet persons today who are scandalized at God because He does not stop the present war. They say, why doesn't God stop this war if He is almighty? And without waiting for an answer they draw a fool's conclusion: If God can't stop the evil of war, then He is not almighty; then there is no God.

The real question the fool should ask is not, why doesn't God stop war, but why doesn't man stop it? After all, it is man's war and not God's. Men started it. Let them stop it. God made man free with the will power to choose the kind of world he wants to live in. God will not take away this free will of man even though man abuse this precious power to damn himself.

Amid all the natural wonders of the world, the sky filled with wheeling planets, the earth bursting forth at intervals with lush green life, the chemical forces molding coal, oil, or diamonds in the core of the earth, the animals living to the full their brief span of life, amid all these creatures who are driven by blind laws of nature man alone stands free to obey or not to obey the God who made him. Why is man free?

Because God wants to be served by man with love . . . and there can be no service with love unless man is free to make a choice. Love is conditioned on freedom. All the wonderful creations of God, the sea, the mountains, the stars circling the universe with clock-like accuracy reflect the beauty and majesty of God, but none of these creatures can love God. Man alone is free to love. It is a truth that needs little demonstration that man cannot be free to love God unless he is also free to hate God; men are not free to be honest unless they are also free to be dishonest; they are not free to be chaste unless they are free to be unchaste; they are not free to be merciful unless they are free to be cruel; men are not free to be saints unless they are also free to be devils.

If man is free to make a choice between good and evil we have an answer for the blasphemer who says that God is cruel because there is cruelty in the world; that God is unjust because there is injustice. The cruelty of war is not from God Who made man, but from men who make wars; the injustice of war is not from God Who created rulers, but from rulers who despise justice; the inhumanity of war is not from God who made innocent little children, but from men who smash innocent little children to a shapeless and bloody pulp.

God could stop war because He is Almighty, but to do so He would have to stop man and take away his free will. If God begins at stopping the free will of men to kill each other, He must stop the will of men to love each other. If God stops war He must stop free human action; He must stop adultery and chastity, drunkenness and temperance, evil thoughts and good thoughts. He must stop man and remodel him without freedom of will, and turn him loose in the world like a mechanical robot of flesh and blood and spirit, incapable alike of either good or bad—incapable of love.

God will not remodel man. But God has done a more wonderful thing than remodel man; God has redeemed man through the sacrifice of Christ on Calvary. Since that day to this there exists in the world a force which we call grace that bolsters up the will of men and inclines them to turn away from evil and do good.

As men we are free. We are endowed with a great power, a terrible gift . . . freedom to hate or to love, to curse or to bless, to refuse God our love and give it to sinful substitutes, or to do what no other creature but man can do, to offer our human love to the lovely being who made us. All this is ours. Think of the wonder of it, and the danger of it, and the thrill of it.

We are alive . . . wonderfully alive . . . and for that we are thankful; we are human with the power to love God, and for that we are grateful beyond words; we are not only alive, and free, but we are children of God by the grace of Baptism poured in upon us through the sacrifice of Christ Our Brother. For this last unspeakable gift we shall sing a Te Deum all the days of our life, and during the unending day of Eternity.

By grace I am a child of God
Spirit-filled immortal clod
With power to hate or power to love
My uncreated God above
For what I am, I thank you, God.

—The Grail.

her speed, as the veterinary has not yet caught up with her."

* * *

It May Interest You . . . .

"Oh, Conductor," the nervous lady asked, as the train was going down a steep incline, "what would happen to us if the electric brake should fail to work?"

"Have no fear, madam, we still have an emergency brake."

"But what would happen to us if the emergency brake also failed to work?"

"There would be no cause for alarm even then, for we would still have the hand-brake."

"But what would happen to us if the hand-brake failed?"

At this the conductor could only scratch his head, and reply: "In that case, madam, some of us would go to heaven, and some to hell."

* * *

Date with God

"I want a beautiful corsage," said the old gentleman to the florist. "Not a big one, but just about the prettiest one you can make." He smiled broadly. "It's for my granddaughter; she's having her first date tomorrow."

The florist was all sympathetic interest.

"How old is the young lady?" he asked, speculatively eyeing his flowers.

"Two weeks," replied the grandfather.

The florist looked his amazement. "Did you say a date . . . a corsage . . . and she's only two weeks old?"

"Precisely," was the answer. "And I want a corsage that's exactly right. She'll never have a more important date than she has tomorrow. She is going to be baptized."

* * *

No Other Name

One of the most touching accounts which has come down to us from the ages of the martyrs is the passion of St. Perpetua and St. Felicitas, written by St. Perpetua herself. Soon after she became a Christian by baptism, St. Perpetua was cast into prison. Her aged father, who was still a pagan, came to visit her there, and tried first by tender appeals, then by threats, to make her renounce her religion.

But Perpetua remained firm. "Look," she said to her father, showing him a dish that was in her room, "can that dish there change its name?"

"Why, no," he had to reply.

"Neither," said Perpetua, "can I call myself anything but what I am, that is, a Christian."

* * *

Specifications

A farmer in the State of New York was having some trouble with a sick cow a few months ago. One of the remedies used by farmers in such circumstances is kerosene, but the farmer in this case could obtain a few quarts of that precious liquid from a dealer only on condition that he wrote to a federal office in Syracuse for the necessary coupons. The cow owner wrote twice, and finally received a form to fill out, in which he was asked to describe in detail the vehicle using the kerosene. After considerable thought, the farmer filled in the application blank in this wise: "Make of vehicle: Jersey; body type: two horns, a tail, four feet, an udder and four teats; year, 1940; rating or seating capacity: I have never ridden her, but I imagine she would seat two. The veterinary gave the cow one quart of kerosene and she ran four miles so I judge she would do 16 miles on four quarts. I can't tell you

Some Chinese Wisdom

The youths of a Chinese college recently produced in their English examinations the following illuminating remarks, among others:

The sun rise due East because the earth was run the sun. Surely only the earth was running along the sun, not the earth was walking over our heads.

Paris is the capital of France. It is famous for its good smell perfumes.

Dublin is the capital of the island on the west of England. It is well known in nothing.

A volcano is a kind of mountain. When it explodes it is a burning mountain, but after it has rest it becomes a mountain as usual.

* * *

The Answer

The well-known Catholic lecturer of a few decades ago, Peter Collins, was once addressing a crowd in Texas. When he had finished his lecture, according to his customary procedure, he invited the people to ask questions.

"Why don't priests marry?" came the inevitable question from a stout lady in the audience, who occupied a prominent place.

"Well, madam, the reason why they don't marry is because they believe that no man can serve two masters . . ."

He paused for an instant, intending to proceed with an explanation, when suddenly a storm of laughter and applause broke out. The lecturer looked around bewilderedly, not having the faintest idea of its cause. It was not until afterwards that he was told that the woman who asked the question was the energetic wife of a prominent minister, and that he was sitting beside her.

The Question Box

Only signed letters will be answered

What dances are forbidden or are considered indecent for Catholics?

I am not going to list the names of dances or kinds of dances—such would be not only endless but impractical. Some Bishops have seen fit to make regulations as regards dancing in their dioceses because of local conditions; Catholics of other dioceses would do well if they would try to follow their instructions.

In general we may answer that those dances and forms of dancing are forbidden to Catholics which would be for them or for others a proximate occasion of sin. Any self-respecting Catholic boy or girl will be able to judge, by the kind of pleasure which he or she gets out of the dance, as to whether a dance is indecent. For a fuller and clearer answer, just ask your parish priest or confessor.

To what type of letter would you class the following, and how does the Church consider this practice? The following letter was forwarded to me some days ago.

> **"I am sending this letter to help in our prayer for peace. We are making a novena that war may end soon. Just say one Our Father and one Hail Mary for nine days.**
>
> **"This letter was sent to me and I am passing it on to you, hoping you will not break it. This novena was started in 1939 and is going around the world for the fourth time. The fourth day after you receive this letter, a special favour will come to you. Make four copies and send them to four persons before four days are up. This was approved by the Sisters of St. Francis. Notice what happens on the fourth day after you receive this.**
>
> **"Please do not let this stop, victory must be won."**

Has this religious chain letter business no end? In the June issue we answered a very similar question. Let us say once and for all that many bishops have absolutely condemned such practices as being superstitious. Therefore, throw such letters into the waste basket, or into the fire. Do not fulfill any of the obligations which they prescribe. There is nothing to be feared from the destruction of such letters. On the contrary, you will be doing yourself and others a great deal of good.

How can a person win an indulgence by entering a church the first time? Can a person make three wishes by entering a church the first time and have them come true?

After a careful search for such information, I must say that though such beliefs are known to many Catholics, yet no one seems to know if the Holy See has ever granted such indulgences. Should any of the Marienbote readers know of any official statement as regards these questions, please write to us.

The first is quite possible.

As regards the second, we presume that the wish is concerned with something contingent. Human beings cannot know nor foretell with certainty as regards future contingent events. God alone knows these and He seldom reveals the future to humans.

Is it permitted to give a child the name of a saint as a first name at baptism and another which is not that of a saint as a second name, and afterwards call the child by that second name or by both names?

Church law requires of pastors that they insist upon Christian names at Baptism. If the parents refuse, the pastor must add a Christian name at Baptism and also enter it in the records together with the other name. To give a child a Christian name and to add another as a second is not strictly forbidden, even if the child be called by the second name in later years. One cannot say, however, that it is in accord with the spirit of the Church. We dedicate churches and other buildings and places to saints in order to gain their special protection and intercession. Is it then not reasonable that one do the same with the living temple of the Holy Ghost? Our patron saints are to be our models, protectors and intercessors before the throne of God. Their name continually reminds us of the service of God. It is then fitting and in the spirit of the Church that Christian names be given the child at baptism and that that name be used also in later years. We also believe that most children when they learn of the significance of their name feel happier to be the bearer of the name of one of God's heroes than that of a hero of mere earthly or even questionable fame.

Why is it necessary for the Pope to have any temporal power?

The Pope is the **spiritual** head of three hundred million Catholics throughout the world. Even a man who is a spiritual head must keep his feet on the ground, and that ground should be common ground for all of his children, whatever their nationality. They are not disembodied spirits any more than he is and their spiritual lives must be lived in material bodies on a material earth.

No one deems it unreasonable for the local minister to insist on living in his own parsonage rather than in someone else's home. No one objects if he prefers to hold his Church services in his own Church premises rather than in the County Courthouse. There is a place and proper procedure for everything. Yet people pretend to think it worldly and materialistic if the Pope insists on administering the affairs of the universal Church within territory that belongs to the Church and is free from outside control. The Pope claims no temporal power outside his own Papal State or Vatican acres. He has as much right to that as any man has to his home.

Have you heard these?

Joe: "Look! Bear's tracks!"
Harry: "Sure enough. You go and see where he went; I'll go and see where he came from."

* * *

The prisoner had been photographed from six different angles. When he escaped these six photos were sent abroad to aid in his recapture. A telegram arrived soon after from a distant small town, saying: "Have received the photos of the six men wanted. Five have been captured. The sixth is under observation and will soon be arrested."

* * *

Mistress: "Oh, I forgot to ask you if you have some religious views."
New Maid: "No, ma'am, I haven't, but I have some dandy snapshots of Niagara Falls and the Great Lakes."

* * *

Proud Father: "Don't you think it's about time the baby learned to say 'papa'?"
Mother: "Oh, no: I hadn't intended to tell him who you are until he gets a little stronger."

* * *

Old Lady (to a small delivery boy afraid to enter because of the huge dog at the gate): "Just come right in. He doesn't bite."
Little Boy: "But does he swallow?"

* * *

"Folks", said the colored minister, "the subject of my sermon 'dis evenin' am 'Liars'. How many in de congregation has read the twenty-ninth chapter of Matthew?"
Nearly every hand in the audience was raised immediately.
"Dat's right," said his reverence, "you is just the folks I want to preach to. Dere am no twenty-ninth chapter of Matthew."

Tourist: "Looks as if it might rain."
Native (in dust storm country): "Wall, I hope so—not so much for myself as for my boy here. I've seen it rain."

* * *

Office Boy: "A gent to see you: wants to find out how you became so prosperous and one of our leading citizens."
Business Man: "Okeh: but find out if he's a reporter or a detective."

* * *

Farmer Zeke was watching the sliding trombone player at the circus. He turned to Mandy, saying: "There's some trick to it. He ain't really swallowing it."

* * *

Mother (to Tommy, reaching across the table for cookies): "Tommy, haven't you got a tongue?"
Tommy: "Yes, but my arm's longer."

* * *

Mrs. Tattle: "I'm the lady who sent you that large envelope with detailed suggestions on how to improve your paper. What I want to know is, will they be carried out?"
Editor: "Absolutely, ma'am."
Mrs. Tattle: "Good! How soon?"
Editor: "In about ten minutes, when the office boy comes to empty the waste basket."

* * *

Jim: "Did the specialist find out what you had, Joe?"
Joe: "Yes: and he took nearly all of it."

* * *

First Stranger, at party: "Very dull, isn't it?"
Second: "Yes, very."
First: "Let's go home."
Second: "I can't; I'm the host."

Jack: "How long have you been working for this firm?"
Jim: "Ever since the boss threatened to fire me."

The Students' Burse . . .

"To help a poor boy become a Priest and Missionary is more pleasing to God than building a beautiful church or donating an altar of fine marble."

● A BURSE makes it possible for a poor student for the priesthood to receive the necessary instruction.

⊙

● A BURSE is a permanent support and investment, one that will always redound to the generosity of the donators.

⊙

● GIVE towards this Students' Burse and perform a fine act of Christian Charity! Gain for yourself a remembrance in countless Masses of Oblate Priests who must needs remember those who in their charity made it possible for them to become Ambassadors of Christ!

Amount Previously Acknowledged	**$689.45**
A Friend, Regina, Sask.	1.00
A Friend, Allan, Sask.	5.00
Purity Meat Market, Regina, Sask.	7.00
Mrs. Jos. Jarmin, Leipzig, Sask.	2.00
Mrs. Paul Kress, Masefield, Sask.	2.00
Total to date	**$706.45**

⊙

Please address your contribution towards the education of a priest to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press — 924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.



To: THE MARIAN PRESS,
922 Victoria Ave., Regina, Sask.

Enclosed please find the sum of $..........................
($1.00 per year) to pay for my new (or renewal) subscription for a period of ....

Name ....

Address ....